

Anna Hollenbach

Elternschaft im Spätmittelalter

Normative Konzepte und narrative Konstruktion



JAN THORBECKE VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Seniorprofessur für Mittelalterliche Geschichte der Universität Kassel.

Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Übereinstimmend mit der EU-Verordnung zur allgemeinen Produktsicherheit (GPSR) stellen wir sicher, dass unsere Produkte die Sicherheitsstandards erfüllen. Näheres dazu auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/produktsicherheit. Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2026 Jan Thorbecke Verlag,

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern
www.thorbecke.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Klaidungsbuechlin, Kopie von Johann Barthold Knoche, 1704–1706, Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek, Hannover, MS XVII 988, S. 4.

Druck: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7995-4394-1

INHALT

DANKSAGUNG	9
Einleitung	11
1. Thema und Forschungsziele	11
2. Von <i>doing gender</i> zu <i>narrating parenthood</i> – ein methodischer Ansatz ..	22
3. Eltern(schaft) versus Mutter und Vater – Begrifflichkeiten	30
4. Elternschaft im Spätmittelalter – Forschungsstand	33
5. Selbstzeugnisse und pragmatisches Schrifttum – Quellengrundlage	39
5.1. Spätmittelalterliche Selbstzeugnisse	39
5.2. Pragmatisches Schrifttum	45
6. Aufbau der Untersuchung	49
II. Eltern-Kind-Netzwerke im späten Mittelalter	51
1. Verwandtschaft, Familie und andere Begriffe	52
2. Beziehungen und Rollen im Netzwerk	59
2.1 Wahrnehmung und Beschreibung von Interaktionen	59
2.2 Zeitliche Einordnung von Beziehungen	61
2.3 Vater, Mutter, Kind – einfache Vernetzung innerhalb der Familie?	64
3. Vernetzungen inner- und außerhalb der Familie	67
3.1 Burkhard Zink	67
3.2 Ludwig von Diesbach	70
3.3 Lucas Rem	73
3.4 Johann von Soest	75
3.5 Johannes Butzbach	77
3.6 Matthäus Schwarz	80
III. Kinder zeugen und zur Welt bringen	85
1. Sexualität, Schwangerschaft und Geburt aus medizinischer Perspektive	89
1.1 Grundlagen	89
1.2 Konrad von Megenberg, <i>Buch von den natürlichen Dingen</i>	102
1.3 Johannes Hartlieb, Übersetzung der <i>Secreta mulierum</i>	107
1.4 <i>Pseudo-Ortolfisches Frauenbüchlein</i>	109
1.5 Eucharius Rösslin, <i>Der Swangern Frauwen und hebaïnen Roßgarten</i>	112

2.	Das Zeugen von Kindern als zentrale Funktion der Ehe	116
2.1	Mittelalterliche Konzepte von Sexualität	116
2.2	Mütter und Väter in medizinischen Zeugungstheorien	118
2.3	Handlungsanweisungen für werdende Eltern	122
2.4	Einflüsse auf die Kinder	130
3.	Die Schwangerschaft: Schutz von Mutter und Kind	133
3.1	Schwangerschaftsanzeichen	133
3.2	Geschlechtsproben	138
3.3	Verhaltensvorgaben	141
3.4	Narrative Darstellungen	147
4.	Die Geburt als familiäres und gesellschaftliches Ereignis	150
4.1	Vorbereitungen für die Geburt	150
4.2	Während der Geburt: Rollenverteilungen	153
4.3	Nach der Geburt: Wochenbett, Taufe und Kirchgang	163
5.	Zeugen und Gebären – zusammenfassende Bemerkungen	170
IV.	Kinder pflegen und ernähren	173
1.	Die <i>infantia</i> in Gesundheits-, Haus- und Erziehungslehren	176
1.1	Grundlagen	176
1.2.	Konrad von Megenberg, <i>Oeconomicae libri tres</i>	178
1.3	Heinrich Laufenberg, <i>Regimen</i>	181
1.4	Bartholomäus Metlinger, <i>Regiment der jungen kinder</i>	185
1.5.	Bartholomäus Scherrenmüller, <i>Regimen und uffenthalt der gesunthait</i>	188
2.	Kinderpflege	190
2.1	Pflege nach der Geburt	190
2.2	Wickeldiskurse	194
2.3	Sorge um Kinder und Krankheiten	199
2.4	Zahnen, Sprechen lernen und Bewegung	205
3.	Stillen und erste Nahrung	210
3.1	Idealvorstellungen und praktische Umsetzung	210
3.2.	Auswahl und Eigenschaften einer Amme	221
3.3	Verhaltensvorgaben für stillende Mütter und Ammen	229
3.4	Abstillen und Entwöhnen	235
3.5	Ernährung nach der Muttermilch	238
4.	Pflegen und Ernähren – zusammenfassende Bemerkungen	241

V. Kinder erziehen und (aus)bilden	245
1. Normatives Wissen zu Erziehung und Bildung	248
1.1 Grundlagen	248
1.2 Konrad Bitschin, <i>De vita coniugali</i>	252
1.3 Mapheus Vegius, <i>De educatione liberorum et eorum claris moribus libri VI</i>	256
1.4 <i>Wie man kinder sal regiren</i>	258
1.5 Albrecht von Eyb, <i>Ehebüchlein</i>	260
2. Erziehung	263
2.1 Ziele und Mittel der Erziehung	263
2.2. Geschlechterspezifische Erziehung und Aufgabenzuordnung ..	281
2.3 Mutter- und Vaterliebe	296
2.4 Übertragung der Erziehung an andere Personen	306
3. (Aus)Bildung	315
3.1 Bildungsauftrag der Eltern	321
3.2 Übergang zu Schulen und institutioneller Bildung	321
3.3 Ausbildung in der Ferne	331
4. Erziehen und Bilden – zusammenfassende Bemerkungen	350
VI. Zusammenfassung	353
VII. Quellen- und Literaturverzeichnis	363
1. Quellen	363
1.1 Gedruckte Quellen	363
1.2 Edierte Quellen	363
2. Literatur	366
VIII. Register	395
1. Personenregister	395
2. Ortsregister	399

DANKSAGUNG

Noch besonders eindrücklich erinnere ich mich daran, wie ich zum Ende meines Studiums in einem Seminar von Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner erstmals mit den Themen Kindheit, Erziehung und Elternschaft im Mittelalter in Berührung kam. Aus diesem anfänglichen Interesse erwuchs ein Forschungsvorhaben, das mich über mehrere Jahre hinweg begleitete – nicht nur wissenschaftlich, sondern auch durch zahlreiche persönliche Begegnungen, Gespräche und Rückmeldungen. In der vorliegenden Dissertation findet dieses Projekt nun seinen Abschluss. Die Untersuchung wurde im Sommersemester 2024 vom Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel als Dissertationsschrift angenommen und am 18. Juli 2024 verteidigt. Für die Druckfassung wurde der Text nur geringfügig überarbeitet.

Mein ganz besonderer Dank gilt meiner Erstgutachterin und Betreuerin, Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner, die mich während des gesamten Promotionsprozesses mit ihrer großen Fachkenntnis sowie wertvollem und ausführlichem Feedback beständig unterstützt hat. Ohne ihre verlässliche Förderung, Ermutigung und vielfältige Begleitung wäre diese Arbeit in dieser Form nicht möglich gewesen. Ebenso danke ich PD Dr. Melanie Panse-Buchwalter für die Übernahme des Zweitgutachtens und die unterstützenden Gespräche während der Promotionszeit.

Bereichernd war über all die Jahre der fachliche wie persönliche Austausch mit meinen Kolleg:innen und Mitdoktorand:innen, deren Anregungen und Diskussionen die Entstehung dieser Arbeit auf vielfältige Weise inspiriert haben. Für das Korrekturlesen einzelner Kapitel sowie für wertvolle Kommentare bedanke ich mich sehr herzlich bei Antonia Schick, Dr. Lena Näser, Manon Koch, Phillip Landgrebe und Veronique Ritter. Ihre Rückmeldungen haben maßgeblich zur Weiterentwicklung dieser Arbeit beigetragen.

In den ersten beiden Jahren wurde mein Promotionsvorhaben durch ein Stipendium der Universität Kassel gefördert – diese Unterstützung war für den Arbeitsprozess von großer Bedeutung. Mein Dank gilt zudem Prof. Dr. Julia Burkhardt und Prof. Dr. Karl Ubl für ihr Interesse an meiner Forschung und die Aufnahme dieser Arbeit in die Reihe *Mittelalter-Forschungen*.

Tief verbunden bin ich meiner Familie und meinen Freundinnen, die mich während der gesamten Promotionszeit mit Rat, Geduld, offenen Ohren und bestärkenden Worten begleitet, schwierige Phasen mit mir durchlebt und jeden noch so kleinen Fortschritt mit mir gefeiert haben. Dieses Buch widme ich meinem Großvater Gerd Hollenbach, dessen Vorfreude auf das Erscheinen dieser Arbeit für mich von besonderer Bedeutung war.

Kassel, im Juli 2025
Anna Hollenbach

EINLEITUNG

1. THEMA UND FORSCHUNGSZIELE

„Unter Elternschaft wird aus soziologischer Perspektive die Rolle von Vätern und Müttern verstanden, im biologischen, sozialen bzw. rechtlichen Sinn die Eltern ihres Kindes/ihrer Kinder zu sein. Sie bezieht sich auf die Zeugung und Geburt der Kinder (biologische Elternschaft), auf verschiedene Elternrechte und -pflichten und auf die längerfristige Übernahme von Verantwortung für die Erziehung und das Wohl des Kindes.“¹

Diese aktuelle, soziologische Definition von Elternschaft bestimmt die Rollen von Vätern und Müttern und schreibt ihnen als Paar alle Aufgabenbereiche im Zusammenhang mit ihren Kindern zu – beginnend bei der Zeugung und Geburt bis hin zur Erziehung der Nachkommen. Die Vorstellung einer traditionellen Kernfamilie – bestehend aus Vater, Mutter und Kind – kreiert ein Bild, das zwar über 200 Jahre als Ideal galt, seine tatsächliche Umsetzung aber nur in zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erfuhr. Die Forschung geht davon aus, dass sich das sogenannte bürgerliche Familienideal bereits Ende des 17. Jahrhunderts, insbesondere aber im 18. Jahrhundert infolge einer Intimisierung und Emotionalisierung der familialen Binnenstruktur herausbildete. Durch den Aufstieg eines zunehmend vermögenden, aufstrebenden Bürgertums, das sich deutlich vom Adel abgrenzen wollte, sowie durch die geringere gesellschaftliche Relevanz des Bauerntums wurde die städtische Bürgerfamilie zum Ideal stilisiert und in allen sozialen Schichten als die erwünschte und angestrebte Form angesehen. Die Lebenswirklichkeit der meisten sozialen Gruppen entsprach allerdings nicht dem bürgerlichen Ideal.² Das Leitbild entstand demnach aus der normativen Überhöhung einer bestimmten Lebensform, durch deren starke Akzeptanz entwickelte sich die Kleinfamilie, bestehend aus dem Ehepaar und dessen leiblichen Kindern, zur Normalfamilie. In dem Moment, in dem dieses Modell auf die alltägliche Lebenswirklichkeit traf, ergab sich eine starke Diskrepanz zwischen dem vielfach anerkannten und geteilten Ideal und der sozialen Lebensrealität. Diese sozial konstruierten, kulturspezifischen Familienleitbilder vermitteln so-

-
- 1 Laszlo A. VASKOVICS, Segmentierung und Multiplikation von Elternschaft. Konzepte zur Analyse von Elternschaft- und Elternkonstellationen, in: Pluralisierung von Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog, hrsg. v. Dieter SCHWAB u. Laszlo A. VASKOVICS (Sonderheft der Zeitschrift für Familienforschung 8), Opladen 2011, S. 11–40, hier S. 14.
 - 2 Vgl. Rosemarie NAVE-HERZ, Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland, in: Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen, hrsg. v. Dorothea KRÜGER u. a., Weinheim 2013, S. 18–35, hier S. 23–28.

mit Vorstellungen einer scheinbaren Normalität, die jedoch als Teil des Alltagswissens dem historischen Wandel unterliegen.³

Das bürgerliche Familienmodell blieb als Vorbild relevant. Im Nationalsozialismus wurde es zum politisch verordneten Leitbild. Die mit dem Idealbild einhergehende strikte Rollenverteilung in der Familie – der für Außerhäusliches und die finanzielle Sicherung zuständige Mann als Oberhaupt und die für die Kindererziehung und das Führen des Haushalts verantwortliche Frau – erfuhr hier jedoch leichte Einschränkungen in Gestalt der in der Rüstungsindustrie tätigen Frauen. Während der Nachkriegszeit war das Modell zumindest in der BRD weiter anerkannt und wurde in verschiedenen sozialen Schichten umgesetzt.⁴ Vor allem die 1950er- und 1960er-Jahre waren diesbezüglich – besonders in westlichen Gesellschaften – eine historische Ausnahmesituation. Doch auch wenn die Frauen- und Studentenbewegungen der 1960er- und 1970er-Jahre sowie der Wandel der Geschlechterrollen in den folgenden Jahrzehnten dazu führten, dass das traditionelle Familienleitbild hinterfragt und neue Definitionen von Familie diskutiert wurden, blieb es weiterhin ein maßgeblicher Bezugspunkt für die gesellschaftliche Einordnung von Familie.⁵

Dennoch hat sich das Familienbild in den letzten fünf Jahrzehnten stark gewandelt. Lebensverläufe sind dynamischer geworden – häufigere Trennungen und Scheidungen, neue Partnerschaften und Wiederheirat, künstliche Befruchtung und Leihmutterschaft sowie gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften und Ehen. Es häufen sich mediale und wissenschaftliche Diskussionen über die Entwicklung neuer Eltern- und Kindschaftskonstellationen. Die Folge dieser Diversifizierung im Vergleich zum bürgerlichen Ideal sind neu empfundene Lebens- und Beziehungsformen, die sich nicht mehr durch die Eltern-Kind-Triade definieren und in denen die Elternrollen und -aufgaben nicht nur der biologischen Mutter und dem biologischen Vater zugeschrieben werden, sondern auch auf Verwandte und andere Personen außerhalb der Familie übertragbar sind. Der Begriff ‚Elternschaft‘ scheint vor diesem Hintergrund nicht mehr trennscharf definiert, der strikte Zusammenhang von Paar-Sein, Heirat und Familiengrün-

3 Vgl. Anja SCHIERBAUM, Eine Minimalskizze der Entwicklung von Familie, Familienleitbildern und Familienformen, in: Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen, hrsg. v. Dorothea KRÜGER u. a., Weinheim 2013, S. 51–70, hier S. 52; Rüdiger PEUCKERT, Familienformen im sozialen Wandel, 8. Auflage, Wiesbaden 2012, S. 15; NAVE-HERZ, Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals, S. 18f.; Norbert F. SCHNEIDER, Sabine DIABATÉ u. Kerstin RUCKDESCHEL, Leitbilder als „missing link“ der Familienforschung, in: Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben, hrsg. v. Norbert F. SCHNEIDER u. a. (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft 48), Leverkusen, Opladen 2015, S. 11–18, hier S. 11; Detlev LÜCK u. Sabine DIABATÉ, Familienleitbilder. Ein theoretisches Konzept, in: Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben, hrsg. v. Norbert F. SCHNEIDER u. a. (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft 48), Leverkusen, Opladen 2015, S. 19–28, hier S. 20–22.

4 Vgl. NAVE-HERZ, Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals, S. 23–28.

5 Vgl. Anja STEINBACH, Mutter, Vater, Kind: Was heißt Familie heute?, <https://www.bpb.de/apuz/252649/mutter-vater-kind-was-heisst-familie-heute?p=all> (Zugriff: 18.03.2024); Elisabeth BECK-GERNSHEIM, Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen, 3., überarbeitete und erweiterte Auflage, München 2010, S. 9f.; PEUCKERT, Familienformen im sozialen Wandel, S. 15.

dung nicht mehr zeitgemäß.⁶ Da im Zuge dieser Pluralisierung von Lebensformen biologische und soziale Elternschaft immer stärker unabhängig voneinander sind, führten Peter GROSS und Anne HONER für dieses Phänomen den Begriff der ‚multiplen Elternschaft‘ ein.⁷

Familien mit multipler Elternschaft weichen aktuell oft noch immer von gesellschaftlich dominanten Normvorstellungen ab, obwohl sie sich in der Praxis längst etabliert haben.⁸ Gibt man den Suchbegriff ‚Familie‘ in der Google-Bildersuche ein, erscheinen in erster Linie Abbildungen von Vätern und Müttern mit durchschnittlich zwei Kindern, in Einzelfällen sind auch die Großeltern zu sehen. Ein ähnliches Bild zeigt sich in der Werbung, auch wenn hier seit Neuestem ein Wandel zur Darstellung von Familie zu erkennen ist. In der Regel bleibt es jedoch bislang dabei, dass Medien und Internet häufig eine eindimensionale und konservative Vorstellung von Familie und Elternschaft vermitteln, die versucht, normative Gesellschaftsideale zu repräsentieren sowie Verhaltenserwartungen und Rollenkonzepte zu verbreiten. Die aktuellen Veränderungen müssen allerdings vor dem Hintergrund einer einmaligen historischen Situation in der Nachkriegszeit gesehen und eingeordnet werden, denn nie zuvor war ein Leitbild von Familie und dessen Realisierung so dominant wie in dieser Zeit. Dennoch dient dieses in sich geschlossene Bild der Kernfamilie als Maßstab aktueller Beschreibungen, was dazu führt, dass Familie und Elternschaft heute oft als krisenbehaftet und unsicher in ihren Fundamenten wahrgenommen werden.⁹

Die Definitionen von Elternschaft sind diesen Beobachtungen zufolge zeitunabhängig an gesellschaftliche Rahmenbedingungen gebunden und orientieren sich an normativen Leitbildern. Die Aufspaltung von biologischer und sozialer Elternschaft ist historisch nicht neu, sie ist während der letzten Jahre nur zunehmend durch die schrittweise Loslösung von Sexualität und Fortpflanzung – beginnend mit der Entwicklung der Antibabypille bis zum Fortschritt bei reproduktionsmedizinischen Verfahren – geprägt worden. Durch diese neuen medizintechnologischen Entwicklungen werden Formen von Elternschaft mög-

6 Vgl. Norbert F. SCHNEIDER, Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben – Einführende Betrachtungen, in: Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben, hrsg. v. Norbert F. SCHNEIDER u. Heike MATTHIAS-BLECK (Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 2), Opladen 2002, S. 9–21, hier S. 9; VASKOVICS, Segmentierung und Multiplikation, S. 11; BECK-GERNSHEIM, Was kommt nach der Familie?, S. 20; Karin JURCZYK u. Josefine KLINKHARDT, Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte, Gütersloh 2014, S. 17–19; Dorothea KRÜGER u. Anja SCHIERBAUM, Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Eine Einführung in die Thematik, in: Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen, hrsg. v. Dorothea KRÜGER u. a., Weinheim 2013, S. 10–17.

7 Vgl. Peter GROSS u. Anne HONER, Multiple Elternschaft. Neue Reproduktionstechnologien, Individualisierungsprozesse und die Veränderung von Familienkonstellationen, in: Soziale Welt (1990), S. 97–116; Pia BERGOLD u. a., Grundlagen multipler Elternschaft, in: Familien mit multipler Elternschaft. Entstehungszusammenhänge, Herausforderungen und Potenziale, hrsg. v. Pia BERGOLD u. a., Leverkusen, Opladen 2017, S. 7–28, hier S. 8.

8 Vgl. BERGOLD u. a., Grundlagen multipler Elternschaft, S. 7 u. 10.

9 Vgl. PEUCKERT, Familienformen im sozialen Wandel, S. 1.

lich, die es bis dahin in der Geschichte der Menschheit nicht gab beziehungsweise die in Teilen nicht einmal vorstellbar waren.¹⁰

Sieht man von Familien mit Kindern, die durch künstliche Befruchtung gezeugt wurden, sowie von Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern ab, hat es die verschiedensten Formen multipler Elternschaft jedoch bereits in früheren Gesellschaften gegeben, sie lassen sich auch für das Mittelalter nachweisen. Voraussetzung für diese Annahme ist, dass Verwandtschaft und damit Elternschaft nicht ausschließlich als biologische Tatsache definiert werden, sondern man sie als Systeme versteht, welche einerseits durch soziale Beziehungen strukturiert sind und andererseits der Organisation einer Gesellschaft dienen.¹¹ Dass biologische und soziale Elternschaft nicht zwangsläufig gleichzusetzen sind, hatte im Mittelalter vor allem demographische Gründe: Eine hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit und die vergleichsweise frühe Sterblichkeit im Erwachsenenalter führten beispielsweise dazu, dass Stiefmütter oder -väter, Pflege- oder Adoptiveltern eine wichtige Rolle in der Erziehung einnahmen.¹² Waren im Mittelalter vor allem äußere Umstände der Grund für verschiedene Familienstrukturen und -konstellationen, sind es heute meist individuelle Lebensentwürfe und Entscheidungen.¹³

Vor dem Hintergrund dieser historischen Abläufe und der zu ihnen angebotenen Überlegungen untersucht die vorliegende Studie die Darstellung von Elternschaft sowie von verschiedenen Eltern-Kind-Konstellationen. Das Augenmerk liegt dabei auf der Frage, wie spätmittelalterliche Autoren einerseits normative Konzepte (re)produzieren und andererseits Elternrollen narrativ (re)konstruieren. Herauszuarbeiten ist, an wen sie Elternrollen, -pflichten und -aufgaben übertragen und inwieweit sie diese Zuschreibungen begründen, bewerten und mit emotionalen Attributen verknüpfen. Besondere Aufmerksamkeit gilt auch den sprachlichen Aspekten der Verwandtschaftsbezeichnung, denn nach David KRONENFELD werden Benennungen – wie zum Beispiel Mutter und Vater, Tante und Onkel – kulturübergreifend eher mit Emotionen, Verhaltenserwartungen und sozialen Bindungen, weniger mit genealogischen Bezeichnungen

10 Vgl. VASKOVICS, Segmentierung und Multiplikation, S. 13; BECK-GERNSHEIM, Was kommt nach der Familie?, S. 20; PEUCKERT, Familienformen im sozialen Wandel, S. 381.

11 Vgl. Bernhard JUSSEN, Künstliche und natürliche Verwandtschaft? Biologismen in den kulturwissenschaftlichen Konzepten von Verwandtschaft, in: Das Individuum und die Seinen. Individualität in der okzidentalen und in der russischen Kultur in Mittelalter und früher Neuzeit, hrsg. v. Yuri L. BESSMERTNY u. Otto Gerhard OEXLE (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 163), Göttingen 2001, S. 39–58, hier S. 40; Erdmute ALBER u. a., Verwandtschaft heute: Positionen, Ergebnisse und Forschungsperspektiven, in: Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Perspektiven, hrsg. v. Erdmute ALBER u. a., Berlin 2010, S. 7–46, hier S. 20.

12 Vgl. Gabriela SIGNORI, Pflegekinder, Stiefkinder, Morgengabskinder: Formen sozialer Eltern- bzw. sozialer Kindschaft in der Gesellschaft des Spätmittelalters, in: Freundschaft und Verwandtschaft. Zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme, hrsg. v. Johannes F. K. SCHMIDT u. a., Konstanz 2007, S. 165–180, hier S. 165f.

13 Vgl. BECK-GERNSHEIM, Was kommt nach der Familie?, S. 34.

gen assoziiert.¹⁴ Wer wird also neben den biologischen Eltern mit ‚Mutter‘ oder ‚Vater‘ betitelt? Wem werden somit Elternrollen zugeschrieben?

Die Untersuchung geht in Anlehnung an Esther GOODY¹⁵ davon aus, dass jedes Individuum in ein Netz von Elternbeziehungen eingebunden ist. GOODY entwarf in ihrer anthropologischen Studie zu Elternschaft im westlichen Afrika eine „universal einsetzbare Definition“,¹⁶ die auch Anwendung auf den europäischen Kulturkreis finden kann. Demnach seien Eltern diejenigen, die ein bestimmtes Set an Funktionen wahrnehmen. Dieses Set bestehe aus entscheidenden Aufgaben, die es zu bewältigen gelte, um ein neues Mitglied der Gesellschaft hervorzubringen und dazu beizutragen, dass Kinder später eine effektive Rolle einnehmen könnten. Zu jenen Aufgaben zählten das Zeugen und Gebären, die Ausstattung mit einer sozialen Identität und Besitz, Ernährung, Erziehung und Bildung sowie Hilfestellungen bei den ersten Schritten in der Erwachsenenwelt. Nur selten leisteten die biologischen Eltern jedoch alle Aufgaben selbst. GOODY geht davon aus, dass jede Gesellschaft eine eigene, kulturell vorgeschriebene Verteilung von Elternrollen vornimmt. Elternschaft ist bei ihr daher nicht biologisch, sondern funktional definiert. Durch die Verteilung entsteht jeweils eine ganz bestimmte Gruppe um ein Individuum, ein Netz von Elternbeziehungen, in dem Aufgaben vergeben und delegiert werden können oder in dem sogar der vollständige Transfer von einer oder mehreren Rollen erfolgen kann.¹⁷ Teil dieser Aufgabenorganisation ist nicht nur, entsprechende Inhalte auszuhandeln und festzulegen, sondern auch die Aufgabenbereiche und Funktionen auf Personen inner- und außerhalb des Verwandtschaftssystems aufzuteilen. Wer übernimmt also Aufgaben innerhalb eines sozialen Beziehungsnetzwerks, die einen familialen und auf das Kind bezogenen Charakter haben? Und wie stellt sich ferner das Verhältnis zwischen familialen und außerfamilialen Elternrollen dar?¹⁸ Denn „[e]in soziales Netzwerk steht für das Muster an Sozialbeziehungen zwischen einer Menge an Akteuren. Sozialbeziehungen bezeichnen beobachtbare Regelmäßigkeiten der Interaktion zwischen Akteuren und entsprechenden Verhaltensterwartungen.“¹⁹

Der Begriff des Netzwerks wird für die Umschreibung von mehr oder weniger komplexen Beziehungen verwendet: Überall dort, wo mindestens zwei Personen regelmäßig kommunizieren, interagieren oder sich organisieren, spricht man von einem Netzwerk. Wie in der Sozialstrukturforschung üblich werden

14 Vgl. David KRONENFELD, Art. ‚Kinship Terminology‘, in: *Encyclopedia of Cultural Anthropology*, New York 1996, S. 682–686, hier S. 684.

15 Esther N. GOODY, *Parenthood and Social Reproduction. Fostering and Occupational Roles in West Africa*, Cambridge 1982.

16 JUSSEN, *Künstliche und natürliche Verwandtschaft?*, S. 51.

17 Vgl. GOODY, *Parenthood and Social Reproduction*, S. 6f.; Bernhard JUSSEN, *Patenschaft und Adoption im frühen Mittelalter. Künstliche Verwandtschaft als soziale Praxis* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 98), Göttingen 1991, S. 51–53.

18 Vgl. Oliver HORMANN, *Das soziale Netz der Familie. Eine Praxeologie familiärer Hilfebeziehungen*, Wiesbaden 2013, S. 14.

19 Jan FUHSE, *Soziale Netzwerke. Konzepte und Forschungsmethoden*, 2., überarbeitete Auflage, Konstanz, München 2018, S. 16.

bei der Gestaltung von Netzwerken soziale Kategorien in ein räumliches Muster übertragen. Der Raum selbst wird als soziale Einheit bestimmt, die durch Beziehungen und Interaktionen gekennzeichnet ist. In Abgrenzung zu Pierre BOURDIEUS Theorie des sozialen Raumes steht hier der gesamte Interaktionsraum im Fokus, nicht die räumliche Repräsentation von Einzelfaktoren im Sinne der verschiedenen Kapitalsorten.²⁰

Die Analyse von Netzwerken eröffnet neue Erkenntnisse zu Elternschaft im Mittelalter und ermöglicht es, die spätmittelalterlichen Quellen aus einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Da die Netzwerke meist nur einen kleinen Personenkreis umfassen, werden im Folgenden nicht wie bei der historischen Netzwerkanalyse quantitative und computergestützte Verfahren genutzt, um einen hohen Grad an Verflechtungen und Komplexität in den Blick zu nehmen und zu vermitteln,²¹ vielmehr ist das Konzept Ausgangspunkt für die Analyse.²² Nach Wolfgang BEHRINGER dienen Netzwerke als „Gradmesser für die Strukturentwicklung bei der Organisation des Alltags“,²³ sie können also folglich verschiedene Leistungen und Funktionen im Zusammenleben zwischen den Personen mit Elternrollen und den Kindern aufzeigen.

Bei der Analyse von Selbstzeugnissen ist zu berücksichtigen, dass sich nur die in den Texten beschriebenen Netzwerke und Funktionen untersuchen lassen. Da die Autoren die Beziehungen, von denen sie berichten, selbst auswählen und ausgestalten, akzentuieren sie einzelne Verbindungen mehr und andere weniger – oder lassen wieder andere vollständig aus. Die Einschätzung von Eltern-Kind-Bindungen basiert vor allem auf deren subjektiver Wahrnehmung und der Art ihrer schriftlichen Überlieferung. In der Vielfalt der Beziehungen spiegeln sich verschiedene Muster für eine soziale Arbeitsteilung zwischen verwandtschaftlichen und außerverwandtschaftlichen Solidarbeziehungen. Im Fokus steht weniger die Analyse formaler Verwandtschaftskategorien denn vielmehr die Herstellungsleistung der Eltern-Kind-Beziehung.²⁴ Familie und Elternschaft werden

20 Vgl. Carola LIPP, Strukturen, Interaktionen, räumliche Muster. Netzwerkanalyse als analytisches Modell und Darstellungsmittel sozialer Komplexität, in: *Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung*; 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001, hrsg. v. Silke GÖTTSCHE-ELTEN u. Christel KÖHLE-HEZINGER, Münster 2003, S. 49–63, hier S. 50–52.

21 Vgl. Sabine v. HEUSINGER, Amt – Familie – Netzwerk. Zur Gestaltung politischen Handelns im 14. Jahrhundert, in: *Beziehungen – Vernetzungen – Konflikte. Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung*, hrsg. v. Christine FERTIG u. Margareth LANZINGER, Göttingen 2016, S. 23–35, hier S. 35; Simone DERIC, Vom Leben in Netzen. Neue geschichts- und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf soziale Beziehungen, in: *Neue Politische Literatur* 56 (2011), S. 185–206, hier S. 185.

22 Vgl. Marten DÜRING u. Linda v. KEYSERLINGK, Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften. Historische Netzwerkanalyse als Methode für die Erforschung von historischen Prozessen, in: *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, hrsg. v. Rainer SCHÜTZEHEL (Erfahrung – Wissen – Imagination 15), Konstanz 2007, S. 337–350, hier S. 338.

23 Wolfgang BEHRINGER, Art. ‚Netzwerk‘, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Stuttgart, Weimar 2009, Sp. 98–100, hier Sp. 98.

24 Vgl. HORMANN, *Das soziale Netz*, S. 15.

infolgedessen als „ein privates soziales Netz der besonderen Art [verstanden], welches von den Familienmitgliedern immer wieder hergestellt wird“.²⁵

Diese theoretischen Grundlagen führen zum methodischen Ansatz dieser Arbeit: *narrating parenthood*. Er beschreibt in Anlehnung an *doing gender* und *doing family*, dass Elternschaft nicht etwas ist, das nur natürlich oder biologisch bestimmt ist, sondern vor allem durch soziale Praktiken und Interaktionen hervorgebracht und in einem zweiten Schritt in den Quellen konstruiert wird.²⁶ Um verschiedene Eltern-Kind-Konstellationen untersuchen zu können, sind zunächst die Aufgaben, die Goody mit Bezug zur modernen Gesellschaft herausgearbeitet hat, für den Untersuchungszeitraum festzulegen. Hierfür werden spätmittelalterliche medizinische und didaktische Schriften – so Enzyklopädien, Gesundheits- und Erziehungslehren – herangezogen, da sie normativ die Aufgaben und Pflichten der Eltern beschreiben. Es ist davon auszugehen, dass diese pragmatischen Werke Einfluss auf die zu untersuchenden Selbstzeugnisse hatten, wobei beide Quellengruppen jeweils eigene Vorstellungen von Rollen, Aufgaben und Pflichten vermitteln. In den Selbstzeugnissen verarbeiten die – meist männlichen – Autoren Erfahrungen und Erlebnisse ihrer Kindheit, allerdings mit einem deutlichen zeitlichen Abstand. Auch wenn die Werke zunächst nur für den persönlichen Gebrauch bestimmt waren, steht zu vermuten, dass das Verschriftlichen immer mit Blick auf eine potenzielle Leserschaft geschah. In diesem Kontext (re)konstruieren die Verfasser Beziehungskonstellationen und gesellschaftliche Rollenvorstellungen. Eine Analyse des Quellenmaterials auf Grundlage dieses methodischen Ansatzes eröffnet die Möglichkeit, neue Einblicke in die zeitgenössischen Vorstellungen und Konzepte von Elternschaft zu gewinnen.

Der Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit konzentriert sich auf das 15. und beginnende 16. Jahrhundert, in dem tiefgreifende soziale Veränderungen stattfanden. Zu den wichtigen Entwicklungen für die Gestaltung des Familienlebens und der Eltern-Kind-Beziehung in dieser Zeit gehört es, dass die Ehe als Lebensform eine Neuausrichtung erfuhr. Mit der wachsenden Bedeutung ebendieser als zentralem Element gesellschaftlicher Ordnung rückte der kleinere Hausverband gegenüber den ständischen Strukturen oder den bäuerlichen Großfamilien immer stärker in den Mittelpunkt.²⁷ Diese Veränderung war durch neue wirtschaftliche und politische Strukturen bedingt, die einen tiefgreifenden sozialen Wandel bewirkten. Ausgangspunkt waren aus heutiger Perspektive die Krisen im 14. und deren Überwindung im 15. Jahrhundert. Nachdem die demographischen Einbrüche, unter anderem durch die Pest, bewältigt

25 BMFSFJ 2006 zit. nach: Marina HENNIG, Familienbeziehungen über Haushaltsgrenzen hinweg – Familie als Netzwerke, in: Familie im Fokus der Wissenschaft, hrsg. v. Marina HENNIG u. Oliver ARRÁNZ BECKER, Wiesbaden 2014, S. 141–172, hier S. 142.

26 Siehe hierzu Kapitel I 2.

27 Vgl. Claudia OPITZ, Mutterschaft und Vaterschaft im 14. und 15. Jahrhundert, in: Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, hrsg. v. Karin HAUSEN u. Heide WUNDER (Geschichte und Geschlechter 1), Frankfurt am Main 1992, S. 137–153, hier S. 144; Heide WUNDER, Überlegungen zum Wandel der Geschlechterbeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert aus sozialgeschichtlicher Sicht, in: Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit, hrsg. v. Heide WUNDER u. Christina VANJA, Frankfurt am Main 1991, S. 12–26.

waren, hatten vor allem Männer eine deutlich höhere Lebenserwartung. Aber auch für Schwangere und Gebärende wurde fortan besser gesorgt. So stellten die Städte beispielsweise Hebammen an, um Geburtsrisiken zu mindern. In diesem Zuge veränderte sich die Familie von einem umfassenden sozialen Verband hin zum Ehepaar mit seinen Sprösslingen, die kein gesamtes Haus mehr begründeten, wofür meist ohnehin der materielle Besitz und das Vermögen fehlten.²⁸

Die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land sowie die neu entstandenen Arbeitsmöglichkeiten für Männer und Frauen führten dazu, dass Lohnarbeit vermehrt an Bedeutung gewann und die Kleinfamilie neue wirtschaftliche und soziale Handlungsräume für sich erschloss. Diese Form der Erwerbstätigkeit erlaubte es, unselbstständig arbeitenden Männern und Frauen ohne Rücksicht auf Besitz, Erbe oder Zustimmung von Eltern und Brotherren Einkommen zu generieren. Die Grundlage für die Ehe wurde die Arbeitskraft beider Ehepartner. Denn trotz dieser Arbeitsverhältnisse war noch keine individuelle Einzelexistenz möglich, das Ehepaar konnte nur in beiderseitiger Gemeinschaft rechtlich eigenverantwortlich handeln. Der Beitrag der Frauen bestand somit nicht nur in der Versorgungsarbeit im Haushalt, sondern auch in ihrer Lohnarbeit. Zudem verringerten sich durch Umgestaltungen im traditionellen Handwerk die selbstständigen Einkommensmöglichkeiten für Frauen, sodass ihre Arbeit im Betrieb der Ehemänner umso wichtiger wurde. Die stärkere Verlagerung der Produktion in kleinere Haushalte führte zur Spezialisierung. Die Warenherstellung fand somit hauptsächlich im eigenen Wohnraum statt, für dessen Organisation Ehefrauen die Verantwortung trugen. Auch in den Haushalten der Großkaufleute und Patrizier zeigten sich im späten Mittelalter Veränderungen: Frauen waren hier mit der Beaufsichtigung der häuslichen Arbeiten beauftragt und für die Betreuung der Kinder verantwortlich.²⁹ Heide WUNDER bezeichnet diese Entwicklung als „Anfänge ehfraulicher Beziehungsarbeit“,³⁰ wobei eine ausschließliche Tätigkeit als Hausfrau und Mutter nur für eine sehr kleine Gruppe des gelehrten und patrizischen Bürgertums überhaupt anzunehmen ist. Auch auf dem Land war während der Ernte die Arbeitskraft beider Ehepartner dringend notwendig.³¹ WUNDER prägte in diesem Kontext den Begriff des Arbeitspaares: „Das Ehe- und Arbeitspaar bildete den Kern der Neuorganisation des Wirtschaftens in selbstverantwortlichen Haushalten von Handwerkern, Kaufleuten und Bauern, aber auch den Kern für Familie als allgemeiner Lebensform dieser sozialen Gruppen.“³²

Damit diese Verbindung beider Arbeitskräfte funktionieren konnte, war es wichtig, dass im Haushalt die Aufgaben im Haushalt entsprechend delegiert

28 Vgl. WUNDER, Wandel der Geschlechterbeziehungen, S. 15–19; Heide WUNDER, „Er ist die Sonn', sie ist der Mond“. Frauen in der frühen Neuzeit, München 1992, S. 94f.; Cordula NOLTE, Frauen und Männer in der Gesellschaft des Mittelalters, Darmstadt 2011, S. 54–81.

29 Vgl. WUNDER, Wandel der Geschlechterbeziehungen, S. 20f.; WUNDER, Frauen in der frühen Neuzeit, S. 96.

30 WUNDER, Wandel der Geschlechterbeziehungen, S. 21.

31 Vgl. ebd., S. 24.

32 DIES., Frauen in der frühen Neuzeit, S. 96–98.

werden konnten. Durch die Anstellung von Ammen erhielten Mütter beispielsweise wieder bessere Verdienstmöglichkeiten, um entscheidend zum Familieneinkommen beizutragen. So ist davon auszugehen, dass die Versorgungsarbeit im Alltag der Ehefrauen nicht einen derart großen Raum einnahm, wie lange Zeit angenommen wurde, da sie einen Teil der handwerklichen Tätigkeiten übernahmen oder anderen Lohnarbeiten nachgingen.³³ Sowohl die Pflege der Nachkommen als auch deren Erziehung und Ausbildung galten als Bereiche, die organisiert werden mussten. Allein durch die Tatsache bedingt, dass im städtischen Umfeld in vielen Familien die Arbeitskraft der Frauen zwingend benötigt wurde, mussten einzelne Aufgaben im Rahmen der Kindererziehung abgegeben werden.

Die weiterhin voranschreitende dynamische Stadtentwicklung begünstigte neben der neuen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen ebenfalls eine sich wandelnde Einstellung zur Kindheit, was laut Otto ULBRICHT durch mehrere Faktoren ersichtlich ist. So verfügten zum Beispiel einige Polizei- und Bettelordnungen des 15. Jahrhunderts, Schwangere vor Schrecken zu bewahren, um das ungeborene Kind zu schützen. Diese Warnungen hatten zwar bereits eine längere Tradition, wurden nun aber in städtischen Verordnungen erstmals explizit festgehalten. Des Weiteren wurde im Hebammenwesen die Ausbildung verbessert und weiterentwickelt, außerdem kam es zu einer stärkeren Überwachung der Geburtshelferinnen: In einigen Städten mussten Hebammen einen Eid ablegen, in anderen wurden Hebammenordnungen eingeführt, um das Leben der Neugeborenen zu schützen. Diverse süddeutsche Städte gründeten Findelhäuser; Städte, die bereits über diese Einrichtungen verfügten, begannen, sie durch städtische Maßnahmen und private Stiftungen zu verbessern und auszubauen. Diese Entwicklungen wurden in der Forschung oftmals als negative Einstellung zur Kindheit gewertet, was nicht zuletzt mit den vermehrten Kindesaussetzungen begründet wurde. Wenn man mehr als den Handlungszwang betrachtet, lässt sich dieser Wandel jedoch auch als ein verstärktes Mitgefühl und als gestiegene Wertschätzung gegenüber Neugeborenen und Kindern deuten. Für den weiteren Lebensweg der Kinder schufen die Städte ebenfalls günstige Bedingungen: Das Schulwesen wurde immer stärker ausdifferenziert und weiterentwickelt; die optimierten materiellen Bedingungen erlaubten es den Eltern, ihre Sprösslinge auf Lateinschulen zu schicken oder Hauslehrer anzustellen.³⁴

Es lassen sich des Weiteren zahlreiche Quellen des Spätmittelalters anführen, die eine neue Einstellung zur Kindheit bezeugen. Mit *Der Swangern Frauwen und hebamēn Rossegarten* erschien 1513 das älteste und meistübersetzte Hebammenbuch in einer Volkssprache. Die ausführlichen Anleitungen zur Geburtshilfe sowie zum Verhalten während der Schwangerschaft zeugen von einem deutlich gesteigerten Interesse, über die Pflege von Säuglingen und Kleinkindern zu in-

33 Vgl. ebd., S. 100.

34 Vgl. Otto ULBRICHT, Der Einstellungswandel zur Kindheit in Deutschland am Ende des Spätmittelalters (ca. 1470 bis ca. 1520), in: *Zeitschrift für historische Forschung* 19 (1992), S. 159–187, hier S. 163f., 166f., 184f.

formieren. Die Verbreitung dieses Wissens wurde vor allem durch die Möglichkeiten des Buchdrucks befördert.³⁵

Ebenso lässt sich in anderen Bereichen der Kindererziehung ein Wandel ablesen: Plädiert Konrad von Megenberg 1352 deutlich für eine Bestrafung der Kinder durch die Rute, mahnt Bartholomäus Metlinger gut 100 Jahre später Eltern zu Mäßigung und Güte und warnt außerdem vor einer systematischen Bestrafung des Nachwuchses. In den erziehungstheoretischen Schriften rückt das Band zwischen Eltern und ihren Kindern in den Mittelpunkt. Von besonderer Bedeutung für die Erziehung waren zunehmend Themen wie die körperliche Entwicklung der Kinder oder die Ausbildung ihres Charakters.³⁶

Während Familie und Elternschaft in der theologischen und didaktischen Literatur des Hochmittelalters – deren Hauptinteresse dem Eheleben galt – kaum explizit thematisiert wurden, änderte sich das im Spätmittelalter deutlich. Indem die Autoren Haushalt und Gemeinde immer mehr aufeinander bezogen, setzten sie Eheleben und Elternschaft in eine enge Verbindung zueinander. Der Haushalt wurde nicht nur zur wirtschaftlichen und sozialen Institution, er war eine lokale Herrschaftsform, an der Frauen teilhatten – und in der sie Verantwortung trugen.³⁷

Der Untersuchungszeitraum dieser Studie endet mit dem Beginn der Reformation um 1520. Dieser zeitliche Rahmen liegt im deutlichen Wandel im Erziehungs- und Bildungswesen und dem damit veränderten Konzept von Elternschaft in dieser Umbruchsphase begründet. Da Ehe und Familie nun als „Keimzelle des Glaubens“³⁸ fungieren sollten, wurden an sie neue Anforderungen gestellt. Das sich ausformende Konzept von Hausvater und Hausmutter diente der Moralisierung der innerfamiliären Beziehungen: Der Hausvater war nicht nur das rechtliche, sondern auch das religiöse Oberhaupt; gleichermaßen wurde die Rolle der Frauen im protestantischen Erziehungskonzept hervorgehoben. Diese religiöse Ausrichtung von Familie war zwar nicht völlig neu, aber sie erhielt hier eine neue Akzentuierung.³⁹

Da die oberdeutschen Städte in Bezug auf Selbstzeugnisse ab etwa 1400 eine auffallend gute Quellenlage bieten, bilden vor allem Quellen aus Städten wie Augsburg und Nürnberg einen Schwerpunkt dieser Studie. Eine Eingrenzung auf diese Städte würde jedoch den Ergebniswert der Untersuchung schmälern, da hierdurch einige aussagekräftige Beispiele aus anderen Räumen keine Berücksichtigung finden würden, die für die Analyse der Eltern-Kind-Beziehung einen hohen Erkenntnisgewinn versprechen. Für einen größeren Untersu-

35 Vgl. ebd., S. 165f.

36 Vgl. ebd., S. 168f.

37 Vgl. OPRITZ, *Mutterschaft und Vaterschaft*, S. 138f. u. 144.

38 Elisabeth ZWICK, *Reformationen und Reformen*, in: *Spiegel der Zeit. Grundkurs Historische Pädagogik*, Bd. 3: Renaissance bis Gegenwart, hrsg. v. Elisabeth ZWICK (Einführungen Pädagogik 5), Münster 2009, S. 36–52, hier S. 41.

39 Vgl. ebd., S. 41f.; Heinz-Elmar TENORTH, *Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung* (Grundlagentexte Pädagogik), 5. Auflage, Weinheim, München 2010, S. 65.

chungsraum spricht zudem, dass die Aussagen zur Eltern-Kind-Beziehung in den Selbstzeugnissen oft fragmentarisch bleiben.⁴⁰

Das zugrunde liegende Quellenkorpus bestimmt des Weiteren die im Fokus der Untersuchung stehenden Personengruppen, denn es sind in erster Linie Schriftkundige oder Personen, die Zugang zu einem Schreiber hatten. Die autobiographisch ausgerichteten Zeugnisse stammen von Bürgern der städtischen Mittelschicht (Kaufleuten und Handwerkern) sowie von Personen der patrizischen Oberschicht, von Geistlichen und Adligen.⁴¹ Über verschiedene andere soziale Gruppen sind aufgrund der Quellenlage keine Aussagen möglich: Die Landbevölkerung und die städtische Unterschicht müssen unberücksichtigt bleiben. Des Weiteren stammen zumindest die selbstständigen Lebensbeschreibungen ausschließlich von männlichen Autoren. Selbstzeugnisse von Frauen setzen in Gestalt von vereinzelt Memoiren erst im 15. Jahrhundert ein und sind – Briefe ausgenommen – für das Spätmittelalter immer noch selten. Erst in der Frühen Neuzeit kam ihnen eine weitaus größere Bedeutung zu.⁴²

Die untersuchten Einzelfälle schreiben vor allem über die eigene Kindheit, die Eltern und andere Personen mit Elternpflichten und -aufgaben. Nur in wenigen Ausnahmen lässt sich eine Reflexion der eigenen Rolle als Elternteil erkennen – ein Beispiel dafür ist die Erzählung Ludwigs von Diesbach.⁴³ Der Grund für dieses erkennbare Muster liegt zuvorderst in dem hohen Stellenwert der Kindheit für Lebensbeschreibungen. In der mittelalterlichen Vorstellung ging man vom kindlichen Potenzial infolge der Abwesenheit beziehungsweise Unkenntnis von Lastern aus, daher wird dieser Phase eine zeichenhafte Relevanz für den Verlauf des Lebens zugeschrieben. Dabei, so nahm man an, ermöglicht vor allem die Unkenntnis sexueller Begierden einen privilegierten Zugang zu Wissen und Weisheit. Den eigenen Lebensweg deuten die Autoren im moral-ethischen Sinne. Es erfolgt damit retrospektiv eine Reflexion über die eigene Kindheit, in der verschiedene Elternrollen eine zentrale Bedeutung haben und die als Ausgangspunkt für den weiteren Werdegang angenommen wird.⁴⁴

40 Vgl. ULBRICHT, Einstellungswandel zur Kindheit, S. 161; Bianca FROHNE, Leben mit „krankheit“. Der gebrechliche Körper in der häuslichen Überlieferung des 15. und 16. Jahrhunderts (Studien zur Geistes- und Sozialgeschichte des Mittelalters 9), Affalterbach 2014, S. 29.

41 Vgl. Mathias BEER, Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400–1500) (Nürnberger Werkstücke zur Stadt und Landesgeschichte 44), Nürnberg 1990, S. 29; Horst WENZEL, Zu den Anfängen der volkssprachigen Autobiographie im späten Mittelalter, in: Daphnis 13 (1984), S. 59–75, hier S. 61.

42 Vgl. Sabine SCHMOLINSKY, Zwischen politischer Funktion und Rolle der ‚virgo docta‘: Weibliche Selbstzeugnisse im 15. Jahrhundert, in: Fifteenth-Century Studies 24 (1998), S. 63–73, hier S. 63; FROHNE, Leben mit „krankheit“, S. 29; Daniela HACKE, Selbstzeugnisse von Frauen in der Frühen Neuzeit: Eine Einführung, in: Frauen in der Stadt. Selbstzeugnisse des 16.–18. Jahrhunderts, 39. Arbeitstagung in Heidelberg, 17.–19. November 2000, hrsg. v. Daniela HACKE (Stadt in der Geschichte 29), Ostfildern 2004, S. 9–40, hier S. 17–22.

43 Vgl. Urs M. ZAHND, Die autobiographischen Aufzeichnungen Ludwig von Diesbachs. Studien zur spätmittelalterlichen Selbstdarstellung im oberdeutschen und schweizerischen Raume (Schriften der Berner Burgerbibliothek 17), Bern 1986.

44 Vgl. Eva SCHLOTHEUBER, Die Bewertung von Kindheit und die Rolle von Erziehung in den biographischen und autobiographischen Quellen des Spätmittelalters, in: Das Kind in der Renais-

2. VON DOING GENDER ZU NARRATING PARENTHOOD – EIN METHODISCHER ANSATZ

Mitte der 1980er-Jahre entwickelten Candace WEST und Don H. ZIMMERMANN mit *doing gender* einen Analyseansatz, um Geschlechtsidentitäten und -differenzen zu untersuchen. Dieses aus der interaktionstheoretischen Soziologie stammende Konzept sieht das soziale Geschlecht als Produkt performativer Handlungen und geht davon aus, dass Unterschiede zwischen den Geschlechtern erst durch die Orientierung an Rollenmustern in der alltäglichen Interaktion entstehen: „Das Geschlecht [...] ist nicht etwas, was wir ‚haben‘ oder ‚sind‘, sondern etwas, was wir tun.“⁴⁵ Geschlecht wird demnach nicht als Eigenschaft oder Merkmal verstanden, sondern als Prozess, der die Unterscheidung durch ein bestimmtes Verhalten in jeder Situation neu hervorbringt. Die einzelnen Rollen können in diesen Momenten bestätigt, verschoben, umgedeutet oder verändert werden.⁴⁶ Den handelnden Individuen steht dabei ein „Repertoire an Verhaltensweisen und Bedeutungen“⁴⁷ zur Verfügung. Geschlechtszugehörigkeit und -identität lassen sich somit gleichsetzen mit einem fortlaufenden Herstellungsprozess, der in jedem menschlichen Handeln erzeugt wird.⁴⁸

Während der letzten 30 Jahre wurde dieses Konzept vielfach rezipiert, weiterentwickelt und auf andere Kontexte übertragen. Es entstanden zahlreiche weitere Perspektiven, die im praxistheoretischen Sinn das Tun beziehungsweise Herstellen in den Fokus rücken, so beispielsweise *doing knowledge*, *doing identity*, *doing heritage*, *doing culture* oder *doing history*.⁴⁹ Im Mittelpunkt dieser Ansätze steht das interaktive Handeln der einzelnen Akteure und Akteurinnen, wobei die Handlungen regelmäßige Praktiken und bereits tradierte Umgangsweisen

sance, hrsg. v. Klaus BERGDOLT u. a. (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 25), Wiesbaden 2008, S. 43–69.

- 45 HAGEMANN-WHITE zit. nach: Claudia OPITZ-BELAKHAL, Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte (Historische Einführungen 10), Tübingen 2005, S. 73.
- 46 Vgl. ebd.; Barbara RINKEN, Spielräume in der Konstruktion von Geschlecht und Familie? Alleinerziehende Mütter und Väter mit ost- und westdeutscher Herkunft 2010, S. 51; Sarah WILLNER, Georg KOCH u. Stefanie SAMIDA, Doing History – Geschichte als Praxis: Programmatische Annäherungen, in: Doing History. Performative Praktiken in der Geschichtskultur, hrsg. v. Sarah WILLNER u. a. (Edition Historische Kulturwissenschaften 1), Münster, New York 2016, S. 1–28, hier S. 4; Angelika WETTERER, Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit, in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hrsg. v. Ruth BECKER u. a. (Geschlecht und Gesellschaft 35), Wiesbaden 2004, S. 126–136, hier S. 126f.; Regine GILDEMEISTER, Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung, in: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hrsg. v. Ruth BECKER u. a. (Geschlecht und Gesellschaft 35), Wiesbaden 2004, S. 137–145, hier S. 137.
- 47 Claudia OPITZ-BELAKHAL, Geschlechtergeschichte (Historische Einführungen 8), Frankfurt am Main 2010, S. 28.
- 48 Vgl. GILDEMEISTER, Doing Gender, S. 137.
- 49 Vgl. WILLNER, KOCH u. SAMIDA, Doing History, S. 5.

sind. Neben dem bewussten, aktiven Tun fallen darunter auch Alltagsroutinen, die keine reflektierte, aktive Herstellungsleistung benötigen.⁵⁰

Auf Basis dieser Konzepte hat sich in der jüngeren soziologischen Forschung der Ansatz *doing family* entwickelt, der davon ausgeht, dass Familie unter heutigen Bedingungen immer wieder neu geschaffen, praktiziert und angepasst werden muss.⁵¹ Mit der Annahme einer Entkopplung von biologischer und sozialer Elternchaft, die mit der Pluralisierung der Lebensformen seit den 1970er-Jahren einhergeht, wird danach gefragt, wie sich zum einen das klassische, traditionelle Familienbild verändert oder gar auflöst und zum anderen welche Modifikationen familiärer Funktionen damit verknüpft sind. Grund für diese neue Perspektive ist, dass Familie ihren Charakter als unhinterfragte Selbstverständlichkeit, die sie hauptsächlich während der 1950er- und 1960er-Jahre innehatte, verloren hat. Zusätzlich zu den Familienformen wandelten sich auch die Rahmenbedingungen: Erwerbstätigkeit und Geschlechterverhältnisse, alltägliche Mobilität und Kommunikationsgewohnheiten, das Bildungssystem und die technische Ausstattung der Haushalte. Problematisch ist, dass diese Veränderungen zwar in einem ähnlichen Zeitkorridor, aber nicht aufeinander abgestimmt stattfanden, was zu erneuter Unsicherheit in Bezug auf gesellschaftliche Leitbilder führte.⁵² Das Konzept ‚Familie‘ hat sich während der letzten 50 Jahre demnach von einer selbstverständlichen, scheinbar natürlichen Ressource zu einer Herstellungsleistung mit neuen Herausforderungen entwickelt. Die Familienmitglieder müssen immer wieder vielfältige Gestaltungsleistungen erbringen, die nicht nur Einzelnen obliegen, sondern in Form von Interaktionsprozessen erfolgen.⁵³

Das Konzept erfasst Familie nicht als Institution, in die deren Mitglieder einfach nur eintreten oder in der sie durch eine gemeinsame Abstammung miteinander verbunden sind, sondern als Prozess, in dessen Verlauf die Gemeinschaft durch alltägliche Interaktionen, konkrete Praktiken und Gestaltungsleistungen fortwährend neu kreiert wird. Damit vollzieht sich ein Perspektivwechsel vom Konzept der Familie als Form (genealogischer Familienbegriff) hin zur Familie als Praxis (funktionaler Familienbegriff).⁵⁴ Die daraus entspringenden Positio-

50 Vgl. Karl H. HÖRNING u. Julia REUTER, *Doing Culture: Kultur als Praxis*, in: *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, hrsg. v. Karl H. HÖRNING u. Julia REUTER (Sozialtheorie), Bielefeld, Berlin 2004, S. 9–16, hier S. 9–12; Michi KNECHT, Stefan BECK u. Sabine HECHT, *Verwandtschaft machen: Einleitung*, in: *Verwandtschaft machen. Reproduktionsmedizin und Adoption in Deutschland und der Türkei*, hrsg. v. Stefan BECK u. a. (Berliner Blätter 42), Münster 2007, S. 7–11, hier S. 9.

51 Vgl. BERGOLD u. a., *Grundlagen multipler Elternschaft*, S. 14; Karin JURCZYK, *Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften*, in: *Familie im Fokus der Wissenschaft*, hrsg. v. Marina HENNIG u. Oliver ARRÁNZ BECKER, Wiesbaden 2014, S. 117–138, hier S. 118f.

52 Vgl. JURCZYK u. KLINKHARDT, *Vater, Mutter, Kind?*, S. 6; Maria S. RERRICH, *Doing Family – Stärken und blinde Flecken eines Zugangs. Versuch einer Bilanz*, in: *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*, hrsg. v. Karin JURCZYK u. a., Weinheim 2014, S. 310–315, hier S. 311.

53 Vgl. Michaela SCHIER u. a., *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung (Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung 100)*, Berlin 2009, S. 65.

54 Vgl. Carola GROPPE, ‚Doing Family‘. Familie als Herstellungsleistung zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, in: *Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie; Beiträ-*

nen und Beziehungssysteme sind jedoch nicht einfach individuell aushandelbar und gestaltbar, sondern sie sind in gesellschaftliche Rollenvorstellungen und Leitbilder eingebettet und in diesen vorstrukturiert.⁵⁵ Sowohl Beständigkeit als auch Wandlungsfähigkeit kennzeichnen Familie: Sie existiert als Sozialform und zentrales Strukturelement in allen Epochen, variiert aber über Zeit und Kulturen hinweg.⁵⁶ *Doing family* versteht somit Familie nicht als vorgegebene, biologische Struktur, sondern als aktive Herstellungsleistung: Wer gehört zur Familie und wie setzt sie sich zusammen? Wie agieren die einzelnen Mitglieder und wer nimmt welche Rolle ein?

Die Soziologin Karin JURCZYK entwickelte auf Basis praxisorientierter Überlegungen drei Grundformen dieses Erschaffens von Familie: Erstens erfasst das sogenannte Balancemanagement eine Art Abstimmungsleistung zwischen den Familienmitgliedern, um gemeinsame Zeit praktisch zu nutzen. Ziel ist es, das Funktionieren der familiären Gemeinschaft zu gewährleisten. Zweitens zeigt sich in Anlehnung an *doing gender* der für diesen Ansatz zentrale Aspekt der identitätsorientierten Konstruktion von Familie. Hierbei ist zwischen zwei Formen zu unterscheiden: der Herstellung von sozialen Bindungen durch Prozesse der Inklusion oder Exklusion einzelner Personen einerseits sowie der Konstruktion von Intimität durch das Kreieren eines gemeinschaftlichen Gefühls andererseits. Drittens nennt JURCZYK die Form der *display family*, die Inszenierung der Familie nach außen.⁵⁷ Grundlage für den Schaffensprozess sind in der Gesellschaft verankerte Familienbilder, „ein Bündel aus kollektiv geteilten, bildhaften Vorstellungen.“⁵⁸ Diese Imaginationen sind bestimmt durch Rollenkonzepte und Verhaltenserwartungen an die einzelnen Beteiligten, die in der Familie bestimmte Aufgaben und Funktionen wahrnehmen. Da neben den Mitgliedern auch öffentliche Akteure und Akteurinnen an der Herstellung von Familie beteiligt sind, wird ersichtlich, wie relevant normative Diskurse für diese Prozesse sind.⁵⁹

Der methodische Ansatz *doing family* unterstützt die Annahme, dass Familie beziehungsweise Verwandtschaft in erster Linie als System zu begreifen ist, um

ge zum 8. Detmolder Sommergespräch, hrsg. v. Thomas BRAKMANN u. Bettina JOERGENS (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 51), Essen 2014, S. 23–39, hier S. 23f.; HENNIG, Familienbeziehungen, S. 142; Bettina JOERGENS, Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie – eine Einleitung, in: Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie; Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch, hrsg. v. Thomas BRAKMANN u. Bettina JOERGENS (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 51), Essen 2014, S. 9–22, hier S. 13; Karin JURCZYK, Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie, in: *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*, hrsg. v. Karin JURCZYK u. a., Weinheim 2014, S. 50–70, hier S. 50–52.

55 Vgl. JURCZYK, *Doing Family*, S. 131.

56 Vgl. DIES., Familie als Herstellungsleistung, S. 50.

57 Vgl. JURCZYK, *Doing Family*, S. 128f.; BERGOLD u. a., Grundlagen multipler Elternschaft, S. 10f.; JURCZYK, Familie als Herstellungsleistung, S. 61.

58 DIABATÉ/LÜCK zit. nach: BERGOLD u. a., Grundlagen multipler Elternschaft, S. 10f.; vgl. JURCZYK, Familie als Herstellungsleistung, S. 65.

59 Vgl. BERGOLD u. a., Grundlagen multipler Elternschaft, S. 10f.; JURCZYK, Familie als Herstellungsleistung, S. 65.

soziale Beziehungen zu strukturieren – und eben nicht als biologisch festgelegte Abstammungsgruppe. Das Konzept wurde bezogen auf moderne Familienverhältnisse bisher mit einer Ausnahme nur in der soziologischen Forschung genutzt. Lediglich Carola GROPPE konnte in einem ersten Ansatz zeigen, dass eine Anwendung auf historische Fragestellungen fruchtbar sein kann.⁶⁰ Diesem vielversprechenden Ergebnis soll nachgegangen werden, die Methode wird in die vorliegende Untersuchung aufgenommen und weiterentwickelt.

Legt man das Gesagte zugrunde und wendet sich den Vater- und Mutterrollen zu, scheinen beide zunächst durch den biologischen Aspekt des Zeugens und Gebärens festgelegt. Jedoch reicht diese Zuschreibung, wie bereits gezeigt, sowohl für eine moderne als auch eine mittelalterliche Vorstellung von Elternschaft nicht aus. Des Weiteren ist *doing* selbst als aktive Handlung in den Quellen nur schwer greifbar: Zwar lassen sich beschriebene Situationen und Beziehungen analysieren, sie sind aber immer im Kontext der Erzählung und des Textes zu verstehen. Daher nutzt die vorliegende Studie neben den *doing*-Ansätzen das Konzept *narrating gender* und entwickelt mithilfe der ausgewählten Quellen den Forschungsansatz *narrating parenthood*. Als zunächst biographisch orientierter Zugang stellt *narrating gender* das erzählte Geschlecht in den Fokus, das über Geschichten und Erzählungen konstruiert wird. Das Erzählen selbst wird als kommunikative Praxis verstanden, die sich zum einen auf eine individuelle, lebensgeschichtliche Erfahrung bezieht und die zum anderen innerhalb einer Gemeinschaft verortet und kommuniziert wird, die wiederum durch soziale Struktur und kollektive Regelsysteme definiert ist.⁶¹

Zu analysieren ist im Rahmen der Untersuchung daher, wie und in Verbindung mit welchen konkreten Praktiken Einzelpersonen inner- und außerhalb der Familie als Eltern bezeichnet und ihnen Elternaufgaben und -pflichten zugeschrieben werden. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Frage, inwieweit einerseits Elternrollen ausgehandelt, symbolisch erzeugt und durch (Alltags)Handlungen bestätigt werden und wie andererseits die zeitgenössischen Autoren diese Prozesse beschreiben beziehungsweise ausgestalten.⁶² Elternschaft ist als aktive Herstellungsleistung und als Konstruktionsprozess zu begreifen, da das Handeln der einzelnen Personen zwar immer mit dem Bezugspunkt ‚Kind‘ erfolgt, die Interaktion aber auch in einer sozialen Situation verankert ist.⁶³ In die-

60 Vgl. GROPPE, ‚Doing Family‘, S. 23–39.

61 Vgl. OPITZ-BELAKHAL, Geschlechtergeschichte, S. 32–35; Sigrid NIEBERLE u. Elisabeth STROWICK, Narrating Gender. Einleitung, in: Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme, hrsg. v. Sigrid NIEBERLE u. Elisabeth STROWICK (Literatur – Kultur – Geschlecht 42), Köln, Weimar, Wien 2006, S. 9–17; Bea LUNDT, „Narrating Gender“. Das erzählte Geschlecht im späten Mittelalter am Beispiel von „Genovefa“ und „Griselda“, in: Mittelalter zwischen Politik und Kultur. Kulturwissenschaftliche Erweiterung der Mittelalter-Didaktik, hrsg. v. Manfred SEIDENFUSS u. Wolfgang HASBERG, Neuried 2003, S. 201–247; Bettina DAUSIEN, Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht?, in: Feministische Studien 19 (2001), S. 57–73; Bettina DAUSIEN, Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten (IBL-Forschung 1), Bremen 1996, S. 1–10.

62 Vgl. KNECHT, BECK u. HECHT, Verwandtschaft machen, S. 7; BERGOLD u. a., Grundlagen multippler Elternschaft, S. 16; ALBER u. a., Verwandtschaft heute, S. 20.

63 Vgl. JURCZYK, Doing Family, S. 119; GILDEMEISTER, Doing Gender, S. 137.

sem Rahmen werden von der Gesellschaft vorgegebene Rollen eingenommen. Hierbei sind bestimmte Familienleitbilder und normative Diskurse auszugestalten, wobei Letztere den erwachsenen Personen vertraut sind und bewusst oder unbewusst in ihre Handlungen einfließen. Demzufolge gilt es, verschiedenen Fragen nachzugehen: In welche Wissensbereiche sind die Erzählungen eingebunden? Wie werden sie durch diese vorgeprägt respektive beeinflusst? Inwieweit tragen die Erzählungen sogar selbst dazu bei, dass Wissen über Elternrollen und -aufgaben tradiert, weiterentwickelt oder transformiert wird? Mit dem zeit- und kulturübergreifenden Ziel, ein neues Mitglied der Gesellschaft hervorzubringen, ist immer eine besondere Pflicht verbunden, die durch verschiedene Aufgaben erfüllt werden soll. Das Schaffen einer Eltern-Kind-Beziehung ist jedoch nicht nur auf diesen Zweck ausgerichtet, sondern ebenfalls durch emotionale und körperbezogene Prozesse charakterisiert, die nicht immer gezielt stattfinden, sondern oft beiläufig und durch ungeplante Interaktionen im Alltag erfolgen.⁶⁴ Beidem ist bei der Analyse der Eltern-Kind-Netzwerke Rechnung zu tragen.

Nutzt man das Konzept *narrating parenthood* für die Untersuchung und Analyse von historischen Selbstzeugnissen, findet die Herstellung von Elternschaft auf zwei Ebenen statt: Sie erfolgt erstens durch die Interaktion zwischen den Personen in der jeweiligen Situation, zweitens durch deren – einzig für Historiker und Historikerinnen greifbare – schriftliche Darstellung in der Quelle selbst. Der Autor verarbeitet im (Schreib)Prozess seine persönliche Wahrnehmung der Ereignisse und seiner Beziehungen zu den einzelnen Personen, die für ihn Elternrollen eingenommen haben. Dabei fließen sowohl persönlich Erlebtes als auch mündlich oder schriftlich überlieferte Erinnerungen ein.⁶⁵ Da die Elternrollen und -aufgaben zu einem Großteil der frühen Kindheit zuzuordnen sind, nutzen die Autoren beispielsweise familiale Erzählungen. Erinnerung selbst ist durch verschiedene Faktoren beeinflusst und immer als selektiv einzustufen.⁶⁶ Gerade da die Autoren ihre Lebensdarstellung im Erwachsenenalter verfassen, ändern sich die Wahrnehmung und Erinnerung, bedingt durch den größer werdenden Zeitabstand und damit verbundene Erfahrungen, deutlich. Bestimmte Ereignisse können bewusst oder unbewusst verdrängt oder positiver beziehungsweise negativer dargestellt werden. Somit ist es wahrscheinlich, dass eigentlich Erlebtes und Erzähltes voneinander abweichen.⁶⁷ Des Weiteren tritt hinzu, dass Wahrnehmung selbst stets selektiv und subjektiv ist. Hier ist sich Johannes FRIED anzuschließen, der historische Quellen in diesem Zusammenhang als „Vergessens- bzw. Erinnerungsprodukte“⁶⁸ bezeichnet und betont, dass

64 Vgl. SCHIER u. a., *Entgrenzte Arbeit*, S. 68f.

65 Vgl. Hans-Werner GOETZ, *Wahrnehmungsmuster- und Deutungsmuster als methodisches Problem der Geschichtswissenschaft*, in: *Das Mittelalter 8* (2003), S. 23–33, hier S. 30.

66 Vgl. ebd., S. 31.

67 Vgl. Marco MOSTERT, *The Memory of Writing. Thoughts about how the Introduction of Written Culture Restructured Memory in the Middle Ages*, in: *Erfahren, Erzählen, Erinnern. Narrative Konstruktionen von Gedächtnis und Generation in Antike und Mittelalter*, hrsg. v. Hartwin BRANDT u. a. (Bamberger Historische Studien 9), Bamberg 2012, S. 15–58, hier S. 22.

68 Johannes FRIED, *Erinnern und Vergessen. Die Gegenwart stiftet die Einheit der Vergangenheit*, in: *Historische Zeitschrift 273* (2001), S. 561–593, hier S. 593.

nicht nur die schriftliche Darstellung, sondern bereits die bewusste Wahrnehmung ein „emotional bedingtes, extrem selektiertes Vergessensprodukt“⁶⁹ sei.

Zudem werden Wahrnehmung und letztliche Darstellung durch all das geprägt, was Hans-Werner GOETZ als Vorstellungswelt bezeichnet⁷⁰ – also Wissen, Erfahrungen mit und Vorstellungen von Elternaufgaben und -pflichten, die nicht zuletzt durch normative Diskurse in der Gesellschaft vorgeprägt sind. Eine entscheidende Rolle spielen darüber hinaus die Intentionen der Autoren, ihr Leben zu verschriftlichen und gegebenenfalls sogar zu präsentieren, sowie die Orientierung an die Adressaten. Die Erzählung ist somit davon beeinflusst, welche Leserschaft sich der Autor vorstellte und welche Informationen er mit welcher Absicht an sie weitergab. Mit der Intention verbunden sind ferner literarische Traditionen und Gattungsmerkmale, die sich in den Erzählmustern zeigen.⁷¹

Bei der Untersuchung zwischenmenschlicher Beziehungen spielen unabhängig vom kulturellen Kontext Emotionen eine zentrale Rolle. Auch die Forschung hat das erkannt: Seit dem *emotional turn* in den 1980er-Jahren haben diverse Fächer verschiedene Ansätze entwickelt, um Emotionen und deren Ausdrucksweisen zu analysieren. Im Fokus der jeweiligen Beschäftigung stehen Repräsentationen von Gefühlen, aber auch die Frage, mit welchen Bewertungen, Konzepten und Verhaltensstandards Emotionen verbunden sind.⁷² Basis für diese Untersuchungen ist in der Regel ein sozialkonstruktivistischer Ansatz, der davon ausgeht, dass Menschen dasjenige für real halten, was sie durch Sprechen oder Handeln zu Wirklichkeit machen. Vorsprachlich oder außersprachlich existiere keine Wirklichkeit. Überträgt man diese Annahme auf Emotionen, gäbe es sie nur dann, wenn sie sprachlich benannt oder erzählt würden. Demzufolge stellt sich die Frage, wie Menschen über Gefühle sprechen.⁷³

Der lateinische Begriff *passiones* zeigt in seiner ursprünglichen Bedeutung eine gewisse Passivität, denn er zielt darauf ab, dass Emotionen vom Menschen erlitten werden beziehungsweise ihm widerfahren – und sie eben nicht vom eigenen Willen abhängen. Das Äußern von Emotionen ist in Prozesse eingebunden, die stark durch soziales Lernen geprägt und kulturell variabel sind. Paul EKMAN definierte zwar eine Basis an Grundemotionen (Glück, Trauer, Angst, Ärger, Überraschung und Ekel), wie diese aber geäußert und bewertet werden, ist von Kultur zu Kultur unterschiedlich. Vor diesem Hintergrund beschreiben die sogenannten *display rules*, wann und wo Emotionen ausgedrückt oder nicht geäußert werden können, sollen oder dürfen. *Feeling rules* hingegen bestimmen, wann, wo und unter welchen Bedingungen es angemessen ist, Emotionen zu zeigen, welche Emotionen im jeweiligen Kontext erlaubt sind und wie lange sie

69 Ebd., S. 569.

70 Vgl. GOETZ, Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, S. 30.

71 Vgl. Hans R. VELTEN, Das selbstgeschriebene Leben. Eine Studie zur deutschen Autobiographie im 16. Jahrhundert (Frankfurter Beiträge zur Germanistik 29), Heidelberg 1995, S. 87; GOETZ, Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, S. 31.

72 Vgl. Rüdiger SCHNELL, Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer History of emotions, Göttingen 2015, S. 15–22.

73 Vgl. ebd., S. 23–25.

gefühl werden dürfen. Beide Regelsysteme unterliegen den Moralvorstellungen einer Gesellschaft und werden im Verlauf der Sozialisation vermittelt und anerzogen. Die jeweilige Kultur bestimmt, wie Gefühle gestaltet und mit Bedeutung versehen werden; daher ist zu fragen, wie zeitgenössische Quellen Emotionen Ausdruck verleihen und wie die Art und Weise, Emotionen zu empfinden, in einer Gesellschaft eingeübt wird.⁷⁴

Emotionen entwickeln und artikulieren zu können, zählt zu den Grundfesten des menschlichen Lebens, aber wie diese Gefühle modelliert sowie verbal und nonverbal kommuniziert werden, unterliegt bestimmten Ritualen und ist somit kulturell und historisch bedingt. Das zeitgenössische spezifische Wissen über Emotionen und deren Verbalisierung gehört zu unterschiedlichen Diskursen. Eine Geschichte der Gefühle ist somit gleichermaßen auch immer eine Wissensgeschichte.⁷⁵ Genau in diesen Kontext sind die Erziehungs- und Ehelehren einzuordnen, denn sie beschreiben beispielsweise, welche Emotionen Eltern gegenüber ihren Kindern haben sollten und – umgekehrt – wie Kinder ihren Eltern Liebe entgegenbringen sollten. Die Textgruppe repräsentiert nur ein Beispiel, das die Liebe zwischen Eltern und ihren Nachkommen thematisiert. Selbstzeugnisse enthalten ebenfalls individuelle Erzählungen, in denen die Autoren die Beziehung zu ihren Eltern und anderen Personen mit Erziehungsauftrag ausgestalten und sie entsprechend mit Gefühlen verknüpfen. Bei der folgenden Analyse steht weniger die Rekonstruktion der Ereignisse im Mittelpunkt, sondern die Frage, wie, bedingt durch kulturelle Diskurse, Gefühle in die Erzählung eingebunden und damit Rollenvorstellungen unterstützt werden.

Der Ansatz der *emotional communities* von Barbara H. ROSENWEIN beschreibt soziale Gruppierungen, die auf gemeinsamen Normen, Werten und Idealen beruhen. Solche Kollektive zeichnen sich durch ein spezifisches Spektrum an Emotionen und deren Bewertungen aus, die bestimmen, welche Formen des Ausdrucks innerhalb der Gemeinschaft geschätzt, unterstützt oder abgelehnt werden. Da sie sowohl individuelle Beziehungen stärken als auch den Zusammenhalt der Gruppe fördern, fungieren Gefühle dabei als zentrale verbindende Elemente. ROSENWEIN betont, dass emotionale Gemeinschaften parallel existierten und sich durch unterschiedliche Ideale, Regeln und Ausdrucksweisen voneinander unterscheiden. Diese Gruppierungen stuft sie als Wertegemeinschaften

74 Vgl. ebd., S. 35 u. 46; Dieter BIRNBACHER, Emotionen im Wandel des Zeitgeists, in: Emotionen in Mittelalter und Renaissance, hrsg. v. Christoph KANN (Studia Humaniora 44), Düsseldorf 2014, S. 21–53, hier S. 21–25; Anne-Charlott TREPP, Gefühl oder kulturelle Konstruktion? Überlegungen zur Geschichte der Emotionen, in: Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit, hrsg. v. Ingrid KASTEN u. a. (Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 7), Stuttgart, Weimar 2002, S. 86–103, hier S. 88.

75 Vgl. Ingrid KASTEN, Einleitung, in: Codierungen von Emotionen im Mittelalter / Emotions and Sensibilities in the Middle Ages, hrsg. v. C. Stephen JAEGER u. Ingrid KASTEN (Trends in Medieval Philology 1), Berlin 2003, S. XIII–XXVIII; Johannes F. LEHMANN, Geschichte der Gefühle. Wissensgeschichte, Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, in: Handbuch Literatur und Emotionen, hrsg. v. Martin von KOPPFELS u. Cornelia ZUMBUSCH (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie 4), Berlin [u. a.] 2016, S. 140–157, hier S. 140.

ein, deren Mitglieder durch geteilte Interessen, Ziele und Überzeugungen miteinander verbunden sind.⁷⁶

Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern kann als ein Beispiel für eine solche emotionale Gemeinschaft gelten, die durch enge affektive Bindungen und charakteristische Muster des Gefühlsausdrucks geprägt ist. Um diese *emotional community* genauer zu analysieren, ist es wichtig, die zugrunde liegenden Quellen daraufhin zu untersuchen, wie sie Normen und Vorstellungen vermitteln, welche Emotionen angemessen sind und wie diese ausgedrückt werden. Auf diese Weise lassen sich Erkenntnisse über die emotionalen Werte und Ideale gewinnen, die diese soziale Einheit formen und definieren.

Mit kulturellen Voraussetzungen eng verbunden sind die subjektive Ebene der Emotionen, also der erlebte und in einer Situation kommunizierte Gefühlszustand, und eine objektivierbare Ebene, die heute über psychophysiologische Erregungs- und Reaktionsmuster messbar ist.⁷⁷ Beide Ebenen sind über die historischen Quellen selbst nicht erfassbar. Vielmehr zeigen die Verfasser der Selbstzeugnisse, wie sie Emotionen in ihre Erzählungen einbinden beziehungsweise sie möglicherweise gezielt einsetzen oder stärker akzentuieren als es erwartbar wäre. Da sich die Aussagen auf die eigene Kindheit beziehen, ist davon auszugehen, dass die Autoren nicht die erlebten Emotionen wiedergeben, sondern die Gefühlsbeschreibungen einbinden, die sie im Prozess der Erinnerung für das Gesamtwerk als wichtig ansehen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass zwischen Emotionen und Sprache ein Wechselverhältnis besteht: Sprache stellt eine Bandbreite an Ausdrucksmöglichkeiten bereit, um Gefühle zu kommunizieren. Emotionen können nicht unmittelbar erfahren beziehungsweise vermittelt werden, sondern sind immer durch das Medium Sprache geformt und geprägt. Auch wenn die Selbstzeugnisse einen stark subjektiven Charakter haben und individuelle Erfahrungen verschriftlichen, ist das, was die Autoren schreiben, von Traditionen und Konventionen beeinflusst. Es geht nicht nur darum, das eigene Leben bestmöglich festzuhalten, sondern bei der Konzeption denkt der Verfasser gleichermaßen seine potenzielle Leserschaft mit. Für die Person(en), die er adressiert, gestaltet er die Erzählungen und die damit verbundenen Emotionen bewusst. Er entwirft ein Bild von sich selbst und seinem Umfeld, das er gezielt modelliert und stilisiert.⁷⁸

Analysen darüber, wie Autoren verschiedener Textgruppen über die Liebe zwischen Eltern und ihren Kindern schreiben, bilden eine wichtige Grundlage, um die Rolle der Eltern-Kind-Beziehung in einer Gesellschaft zu untersuchen. Zwar unterliegen sowohl die narrativen Berichte als auch die normativen Schriften Idealisierungen, aber sie veranschaulichen gerade hierdurch konkrete Vorstellungen, die in einer Gesellschaft zum Thema Elternschaft vorherrschen. Über

76 Vgl. Barbara H. ROSENWEIN, *Emotional Communities in the Early Middle Ages*, Ithaca, London 2006, S. 1–31; SCHNELL, *Haben Gefühle eine Geschichte?*, S. 270–279 u. 464–468.

77 Vgl. Christoph KANN, *Einleitung*, in: *Emotionen in Mittelalter und Renaissance*, hrsg. v. Christoph KANN (*Studia Humaniora* 44), Düsseldorf 2014, S. 9–20, hier S. 9.

78 Vgl. TREPP, *Gefühl oder kulturelle Konstruktion?*, S. 88–90.

die Frage, inwieweit diese Leitbilder praktische Umsetzung fanden, lässt sich nur spekulieren. Vielmehr sind Emotionen als Gegenstand von Diskursen zu verstehen. Es gilt herauszuarbeiten, welche unterschiedlichen Konzepte von Begriffen, Definitionen und Kategorisierungen in einer Gesellschaft von Bedeutung sind, wie kollektives Wissen über Emotionen weitergegeben wird und wie Menschen innerhalb einer Kultur über Gefühle sprechen. Grundlegend ist dabei die Annahme, dass emotionale Konzepte und Praktiken Teil eines Lernprozesses sind.⁷⁹

In enger Verbindung zu dieser Herangehensweise steht die Darstellung von Emotionen, weil erst die mediale Vermittlung ermöglicht, kulturelle Konzepte zu benennen. Wer spricht also in welcher Form zu wem und mit welchem Zweck über Gefühle? Emotionale Beschreibungen werden immer für ein Publikum artikuliert, zum Teil werden Emotionen sogar erst im Rahmen einer Erzählung geschaffen, imaginiert und produziert. Emotionen dienen somit in einer Narration stets bestimmten Zwecken – sie haben zum einen eine textimmanente Funktion im Rahmen der Erzählungen selbst, zum anderen beeinflussen sie die Rezipientinnen und Rezipienten während ihrer Lektüre.⁸⁰

3. ELTERN(SCHAFT) VERSUS MUTTER UND VATER – BEGRIFFLICHKEITEN

Die Begriffe ‚Eltern‘ und ‚Elternschaft‘ sind weder in sozialwissenschaftlichen Publikationen noch in Wörterbüchern und Lexika identisch bestimmt oder systematisch erläutert. Die verschiedenen Definitionen setzen unterschiedliche Schwerpunkte und beschreiben andere Aufgabenbereiche.⁸¹ Gemeinsam haben die meisten Begriffsbestimmungen aber, dass sie zwei Bedeutungsebenen festlegen: So beschreibt der Duden ‚Eltern‘ erstens als „Personen, von denen ein Kind unmittelbar leiblich abstammt“,⁸² zweitens als „Personen, die einem Kind, zum Beispiel durch Adoption, rechtlich zugeordnet sind oder die langfristig die Fürsorge für ein Kind übernehmen“.⁸³ Damit erfolgt auch hier eine Unterscheidung zwischen biologischen und rechtlichen beziehungsweise sozialen Eltern. ‚Elternschaft‘ hingegen bezeichnet weniger die Personen, sondern das aktive „Elternsein“⁸⁴ sowie die „Gesamtheit von Eltern, die über ihre Kinder ein gemeinsames Interesse verbindet“.⁸⁵ Unter diese Gesamtheit lassen sich neben den

79 Vgl. SCHNELL, Haben Gefühle eine Geschichte?, S. 90–94.

80 Vgl. ebd., S. 95–99.

81 Vgl. Désirée WATERSTRADT, Prozess-Soziologie der Elternschaft. Nationsbildung, Figurationsideale und generative Machtarchitektur in Deutschland, Münster 2015, S. 93; SCHNEIDER, Elternschaft heute, S. 10.

82 S. v., „Eltern“, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Eltern> (Zugriff: 18.03.2024).

83 S. v., „Eltern“, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Eltern> (Zugriff: 18.03.2024).

84 S. v., „Elternschaft“, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Elternschaft> (Zugriff: 18.03.2024).

85 S. v., „Elternschaft“, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Elternschaft> (Zugriff: 18.03.2024).

leiblichen Eltern alle Personen fassen, die Rollen, Aufgaben und Pflichten bezogen auf das Kind ein- oder übernehmen.

Aus soziologischer Perspektive ist Elternschaft determiniert durch „einen sozial definierten Status (Eltern) und ein gesellschaftlich überformtes, lebenslanges Beziehungsverhältnis (zwischen Eltern und ihren Kindern)“.⁸⁶ Der Status erklärt die Stellung der Eltern als Paar in der Gesellschaft, in der sie bestimmte Leistungen erfüllen. Die Grundintention dieser Aufgaben und Verantwortung ist die Sicherung der quantitativen Reproduktion. Das Beziehungsverhältnis hingegen erläutert regelte Rechte und Pflichten der Eltern gegenüber ihren Nachkommen, und zwar mit dem Ziel der Enkulturation und damit der qualitativen Reproduktion. Auf beiden Ebenen soll ein Beitrag zur Gestaltung der Generationen- und Geschlechterverhältnisse geleistet werden.⁸⁷ Neben der Beziehung zwischen Elternpaar und Kind ist auch das Verhältnis von Mann und Frau als Mutter und Vater zentral. Elternschaft bedeutet für Mütter und Väter jedoch nur bedingt dasselbe. Der Duden ordnet dem Vater drei verschiedene Bedeutungsebenen zu, der Mutter nur zwei: Der Vater ist ein Mann, „der ein oder mehrere Kinder gezeugt hat; [...] der in der Rolle eines Vaters ein oder mehrere Kinder versorgt, erzieht und [...] der als Beschützer, Helfer, Sorgender für andere da ist [...]“.⁸⁸ Die Mutter ist eine Frau, „die ein oder mehrere Kinder geboren hat“ und „die in der Rolle einer Mutter ein oder mehrere Kinder versorgt, erzieht“.⁸⁹ Gemein ist beiden das Versorgen und Erziehen der Kinder, das allerdings nicht an die leibliche Elternschaft gebunden ist. Schreibt die Duden-Definition das Zeugen allein dem Vater zu, sei die Mutter für die Geburt bestimmt. Dass bei der Zeugung beide Elternteile beteiligt sind, wird ebenso wenig berücksichtigt wie die Bedeutung der Schwangerschaft. Besonders auffällig ist, dass der Vater als „Beschützer, Helfer, Sorgender“⁹⁰ eine zusätzliche Rolle erhält und ihm eine erweiterte Elternfunktion zugewiesen wird. Da ihm damit eine stark traditionelle Rolle als Versorger der Familie zugeschrieben wird, wirkt dieser Teil der Wörterbuch-Definition fast gegensätzlich zur sonstigen, zumindest angedeuteten Unterscheidung von biologischer und sozialer Elternschaft.

Im Gegensatz zu diesen modernen Definitionen und Vorstellungen von Eltern(schaft) sowie von Müttern und Vätern, fragt die vorliegende Untersuchung nach der historischen Entwicklung dieser Bezeichnungen. Der Elternbegriff geht auf indogermanische Wurzeln zurück, auch wenn das Indogermanische selbst noch kein Wort für ‚Eltern‘ hatte. Doch die Wurzeln liegen im Verb *al-* (nähren, wachsen). Hieraus entstanden das germanische Verb *alan* und das Adjektiv *aldaz*, das westgermanische Substantiv *aldizon* (substantivierter Komparativ des Adjektivs *aldaz*) und das angelsächsische *eldiro*, das in der männlichen Singularform für Älterer, Ahnherr, Elter und Elternteil genutzt wurde. Die Pluralform *eltiron*

86 SCHNEIDER, Elternschaft heute, S. 10.

87 Vgl. ebd., S. 10f.

88 S. v., „Vater“, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Vater>, (Zugriff am 18.03.2024).

89 S. v., „Mutter“, https://www.duden.de/rechtschreibung/Mutter_Frau_Kinder_Natur (Zugriff: 18.03.2024).

90 S. v., „Vater“, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Vater> (Zugriff: 18.03.2024).

entwickelte sich im Althochdeutschen ab etwa 765 und wurde im Mittelhochdeutschen zu dem uns vertrauten *eltern*, das für Eltern oder Vorfahren genutzt wurde. Daneben gebrauchte man das Wort *elter* in der Singularform als Maskulinum oder Neutrum für Vater oder Mutter.⁹¹

Das Suffix *-schaft* entstand aus den im Althochdeutschen selbstständigen Substantiven *skaf* beziehungsweise *scaf* (Beschaffenheit, Ordnung, Plan oder Rang) sowie *giskaf* beziehungsweise *giscaf* (Beschaffenheit, Erschaffung oder Hervorbringung). Bereits in dieser Sprachepoche wurde es jedoch als Suffix verwendet, um die Beschaffenheit von etwas zu beschreiben, zum Beispiel *landscaf*, *bruoderscaf*, *friuntscaf* oder *fiantscaf*. Schon im Mittelhochdeutschen wurde es nicht mehr als eigenständiges Substantiv genutzt, und es bildete sich die Hauptbedeutung und Funktion des Suffixes zur „Bildung von personalen [und abstrakten] Kollektivbegriffen“⁹² heraus. Der Terminus *faterschaft* lässt sich erst im 13. Jahrhundert nachweisen. Für die Begriffe ‚Mutterschaft‘ und ‚Elternschaft‘ konnte die Forschung bislang noch keine Belege finden. Désirée WATERSTRADT geht daher davon aus, dass sich beide erst in der Folge entwickeln konnten.⁹³

Schon vor dem Ausdruck *eltern* bildeten sich die geschlechterbezogenen Begriffskonzepte für Mutter und Vater heraus. Die Grundlagen für die Bezeichnung ‚Mutter‘ liegen in den indogermanischen Wörtern *mā-*, *mā mā* und *mā mma*, die sich in den verschiedenen Sprachen unterschiedlich weiterentwickelten: Aus den indogermanischen Wörtern wurden das germanische *mō der*, das angelsächsische *mō dar* sowie das althochdeutsche und gleichlautende mittelhochdeutsche *muoter*. Das heutige, umgangssprachliche *Mama* ist noch immer ein sogenanntes Lallwort und spiegelt den indogermanischen Ursprung wider.⁹⁴

Weniger eindeutig ist die Herkunft des Vaterbegriffs. Die Forschung vermutet auch hier die Entstehung über ein Lallwort zum indogermanischen *pā-*, das in der Folge eine unterschiedliche Weiterentwicklung in den Sprachen erfahren hat: nämlich über das germanische sowie angelsächsische *fader* hin zum althochdeutschen *fater* und mittelhochdeutschen *vater*.⁹⁵

Ebenso gehen das lateinische *pater* und *mater* auf den indogermanischen Wortstamm zurück. Laut Michael MITTERAUER drücken beide allerdings weniger genealogische Zusammenhänge aus denn vielmehr ein „herrschaftliches Abhängigkeitsverhältnis“.⁹⁶ In weiteren Begriffskompositionen zeigt sich der besonde-

91 Vgl. Michael MITTERAUER, Die Terminologie der Verwandtschaft. Zu mittelalterlichen Grundlagen von Wandel und Beharrung im europäischen Vergleich, in: Historische Verwandtschaftsforschung, hrsg. v. Michael MITTERAUER, Wien 2013, S. 51–84, hier S. 60; Michael MITTERAUER, Mittelalter, in: Geschichte der Familie, hrsg. v. Andreas GESTRICH u. a. (Europäische Kulturgeschichte 1), Stuttgart 2003, S. 160–363, hier S. 178; WATERSTRADT, Prozess-Soziologie der Elternschaft, S. 85f.

92 WATERSTRADT, Prozess-Soziologie der Elternschaft, S. 87.

93 Vgl. ebd., S. 88.

94 Vgl. ebd., S. 89f.

95 Vgl. ebd., S. 90.

96 Michael MITTERAUER, Die Familie als historische Sozialform, in: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, hrsg. v. Michael MITTERAUER u. Reinhard SIEDER, 4. Auflage, München 1991, S. 13–45, hier S. 20; vgl. auch WATERSTRADT, Prozess-Soziologie der Elternschaft, S. 90.

re Einfluss der christlichen Religion und der geistlichen Verwandtschaft, denn für die Taufpaten entstanden die lateinischen Ausdrücke *patrinus* und *matrina*. Auch *compater* und *commater* beziehungsweise *compaternitas* für Mitvater und Mitmutter beziehungsweise Miteltern waren geläufig, gemeint waren Personen, die die leiblichen Eltern unterstützten.⁹⁷ Das lateinische *parens* (Erzeuger) galt im Plural für beide Elternteile. Bereits in der Antike wurde es zudem auf Vorfahren des zweiten und dritten Grades sowie schließlich auf die gesamte Verwandtschaft übertragen.⁹⁸ Aus diesem Grund ist davon auszugehen, dass der Begriff im Mittelalter viel weiter gefasst wurde, als es heute der Fall ist. Diese Annahme gilt es, in der vorliegenden Studie anhand von verschiedenen Personen, die Elternrollen einnehmen, genauer zu beleuchten. Die historische Entwicklung der einzelnen Bezeichnungen wurde in der Forschung bisher nur sehr rudimentär untersucht, sie geht kaum über das Mittelhochdeutsche hinaus. Ziel dieser Studie ist es daher auch, nach der Anwendung der Begriffe in den ausgewählten Quellen zu fragen. Wann sind Mann und Frau als Paar aufgeführt und infolgedessen als Eltern gefasst? Und in welchen Zusammenhängen werden sie getrennt und geschlechterbezogen genannt? Da Formen biologischer und sozialer Elternschaft im Fokus stehen, ist danach zu fragen, inwieweit die zeitgenössischen Autoren diese Begriffe für andere Personen anwendeten und welche Alternativen sie mit ähnlichen Zuschreibungen nutzten. Dabei ist in frühneuhochdeutschen und lateinischen Schriften des Spätmittelalters zu untersuchen, wie die Bezeichnungen eingesetzt und variiert wurden und welche Konzepte von Elternschaft sich damit verbanden.

4. ELTERNSCHAFT IM SPÄTMITTELALTER – FORSCHUNGSSTAND

Fragt man nach Formen von Elternschaft im Mittelalter schließt das immer die Themen Familie und Kindheit mit ein. Die Forschung in diesen Bereichen teilte man in der Vergangenheit oft in eine Zeit vor und nach Philippe ARIÈS' *L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime*⁹⁹ ein. ARIÈS gilt mit seiner Veröffentlichung als Meilenstein in der Erforschung von Kindheit, aber bereits aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert zeugen einige Forschungsarbeiten, unter anderem aus der Schule des Kultur- und Wirtschaftshistorikers Karl LAMPRECHT, von einer Beschäftigung mit Kindheit in vergangenen Epochen.¹⁰⁰ Die Themen waren folglich

97 Vgl. WATERSTRADT, Prozess-Soziologie der Elternschaft, S. 86.

98 Vgl. MITTERAUER, Mittelalter, S. 178.

99 Vgl. Philippe ARIÈS, *L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime*, Paris 1960; deutsche Übersetzung: Philippe ARIÈS, *Geschichte der Kindheit*, 20. Aufl., München 2021.

100 Vgl. Ignaz V. ZINGERLE, *Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter*, 2. Auflage, Wien 1867; Franz M. BÖHME, *Deutsches Kinderlied und Kinderspiel*, Leipzig 1897; Agnes GEERING, *Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung*, Zürich 1899; Johannes BOLTE, *Zeugnisse unseres Kinderspiels*, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 19 (1909), S. 381–414; Hans FEHR, *Die Rechtsstellung der Frau und der Kinder in den Weistümern*, Jena 1912, ND 1971; Gustav BODE, *Die Kindestötung und ihre Bestrafung im Nürnberg des Mittelalters*, in: *Archiv für Strafrecht und Strafprozess* 60 (1914), S. 430–481; Georg SCHREIBER, *Mutter und Kind in der Kultur der*

nicht völlig neu – neu waren allerdings die Fragestellungen und Methoden, mit deren Hilfe man sich während der 1960er-Jahre und insbesondere der 1970er-Jahre infolge einer anthropologischen Neuausrichtung der Geschichtswissenschaft mit Kindheit und Familie beschäftigte.¹⁰¹ Durch die französische Schule der Annales erlebten die Inhalte der einstigen Lamprecht-Schule eine Art Wiedergeburt. ARIÈS' Studie, die in französischer Originalfassung 1960, in deutscher Übersetzung erst 1975 erschien, stellte die Geschichte der Kindheit erneut zur Diskussion. Der Originaltitel beschränkt den Forschungsgegenstand deutlich auf das französische Ancien Régime. Mit der deutschen und englischen Übersetzung¹⁰² wurde dieser Akzent verschoben und dem Werk der Charakter einer Universalgeschichte der Kindheit verliehen. Auf der Grundlage einer Analyse von Bildern und Grabsteinen, aber auch von Schulordnungen und Traktaten über die Lebensalter vertrat ARIÈS die These, dass es erstens vor dem 19. Jahrhundert kein bewusstes Verhältnis zu Kindheit gegeben habe und zweitens die Familie keine affektive Funktion gehabt hätte.¹⁰³ In Bezug auf Elternschaft regte er eine Diskussion an, die sich in erster Linie auf Mutterschaft bezog: In ihrem Zentrum stand die vermeintlich grundlegende Frage, ob Mütter ihre Kinder geliebt hätten oder nicht. ARIÈS argumentierte in diesem Zusammenhang, dass sich Mutterliebe im Mittelalter aufgrund der ungünstigen Bedingungen – wie der hohen Kindersterblichkeit, der Abgabe der Kinder an Klöster oder der Kindesaussetzung – nicht entwickeln konnte.¹⁰⁴ ARIÈS' Nachfolger, etwa Lloyd DEMAUSE und Edward SHORTER, verkehrten dessen These, indem sie betonten, dass Gleichgültigkeit und fehlende Liebe der Mütter zur hohen Kindersterblichkeitsrate geführt hätten. SHORTER nannte in diesem Kontext Mutterliebe eine Erfindung der Moderne.¹⁰⁵ Diese Behauptung spiegelt sich auch in dem Sammelbandtitel *Hört ihr die Kinder weinen?* wider.¹⁰⁶ Den Band eröffnete DEMAUSE mit seinem Aufsatz zur Evolution der Kindheit, stellte aber anders als ARIÈS und SHORTER nicht nur die Liebe und Beziehung der Mütter zu ihren Kindern zur Diskussion, sondern thematisierte Mütter und Väter auch als Elternpaar. DEMAUSE entwickelte eine Theorie der Eltern-Kind-Beziehung und teilte sie in sechs aufeinanderfolgende Phasen ein, analog zu der zunehmenden Fähigkeit der Eltern, die Bedürfnisse der Kinder zu erkennen und zu befriedigen. Je weiter man in der Geschichte des Menschen zurückgehe, desto unzureichender sei die Sorge und Pflege der Kinder gewesen. Das Mittelalter war in seinen Augen gekennzeichnet durch Kindes-

Kirche. Studien zu Quellenkunde und Geschichte der Caritas, Sozialhygiene und Bevölkerungspolitik, Freiburg i. Br. 1918; Peter HEMMERLE, *Das Kind im Mittelalter*, Bd. 1: Mutter und Kind, Breslau 1915.

101 Vgl. zum Forschungsstand BEER, *Eltern und Kinder*, S. 12f.

102 Philippe ARIÈS, *Centuries of Childhood. A Social History of Family Life*, New York 1962.

103 Vgl. ARIÈS, *Geschichte der Kindheit*, S. 47, 209 u. 559; BEER, *Eltern und Kinder*, S. 15.

104 Vgl. ARIÈS, *Geschichte der Kindheit*, S. 99.

105 Vgl. Edward SHORTER, *The Making of the Modern Family*, New York 1975; Edward SHORTER, *Der Wandel der Mutter-Kind-Beziehung zu Beginn der Moderne*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1 (1975), S. 257–287, hier S. 256 u. 286f.

106 Anlehnend an diesen Titel: Elisabeth LOFFL-HAAG, *Hört ihr die Kinder lachen? Zur Kindheit im Spätmittelalter* (Forum Sozialgeschichte 3), Pfaffenweiler 1991.

mord, Weggabe der Nachkommen und Ambivalenz.¹⁰⁷ Im Sammelband enthalten sind allerdings ebenfalls Beiträge, die sich kritisch mit DEMAUSES Thesen auseinandersetzen und die auf Basis einiger Einzelfallstudien die Eltern-Kind-Beziehung im Mittelalter als durch Zuneigung, Sorge und Mitgefühl geprägt beschrieben. Damit nahmen sie eine andere Deutung als der Herausgeber vor.¹⁰⁸

Die These von fehlender Mutterliebe und daraus resultierender hoher Kindersterblichkeit griff auch die französische Philosophin Élisabeth BADINTER in ihrer Studie zur Mutterliebe ab dem 17. Jahrhundert auf. Bezugnehmend auf ARIÈS und DEMAUSE arbeitete sie heraus, wie sich ab der Frühen Neuzeit Mutterliebe aus ihrer Sicht völlig neu entwickelte: Damit stand diese Liebe im Gegensatz zur mittelalterlichen Gesellschaft, die dieser Zuneigung zwischen Müttern und Kindern keinerlei sozialen oder moralischen Wert beigemessen habe.¹⁰⁹ BADINTER begründete diese Neuentdeckung von Mutterliebe im 17. Jahrhundert damit, dass Mütter in Erziehungsratgebern aufgefordert wurden, ihre Kinder selbst zu stillen.¹¹⁰ Da diese Aufforderung jedoch auch Bestandteil der theologischen und didaktischen Literatur des Mittelalters beispielsweise bei Konrad Bitschin oder Mapheus Vegius im 15. Jahrhundert ist,¹¹¹ ist dem von BADINTER ausgemachten Neuheitswert zu widersprechen.

Folgten im englisch- und französischsprachigen Raum zeitnah Reaktionen auf ARIÈS' Arbeit, verlief die Rezeption in Deutschland zunächst zögerlich. Die kritische Auseinandersetzung mit ARIÈS' Thesen begann erst in den 1980er-Jahren. Klaus ARNOLD,¹¹² Jochen MARTIN und August NITSCHKE¹¹³ kritisierten ARIÈS unter anderem für eine unzureichende Quellenarbeit. ARIÈS selbst bekannte sich in der zweiten Auflage seines Buches *L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime*

107 Vgl. Lloyd DEMAUSE, Evolution der Kindheit, in: Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit, hrsg. v. Lloyd DEMAUSE, Frankfurt am Main 1977, S. 12–111, hier S. 12.

108 Vgl. zum Beispiel Mary M. McLAUGHLIN, Überlebende und Stellvertreter. Kinder und Eltern zwischen dem neunten und dreizehnten Jahrhundert, in: Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit, hrsg. v. Lloyd DEMAUSE, Frankfurt am Main 1977, S. 147–262.

109 Vgl. Élisabeth BADINTER, Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, 5. Auflage, München 1992, S. 61f.

110 Vgl. ebd., S. 113.

111 Vgl. Klaus ARNOLD, Kindheit im europäischen Mittelalter, in: Zur Sozialgeschichte der Kindheit, hrsg. v. Jochen MARTIN u. August NITSCHKE (Veröffentlichungen des Instituts für historische Anthropologie e. V. 4), Freiburg, München 1986, S. 443–467, hier S. 451.

112 Vgl. Klaus ARNOLD, Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit (Sammlung Zebra Reihe B 2), Paderborn 1980; ARNOLD, Kindheit im europäischen Mittelalter; Klaus ARNOLD, Mentalität und Erziehung. Geschlechterspezifische Arbeitsteilung und Geschlechtersphären als Gegenstand der Sozialisation im Mittelalter, in: Mentalitäten im Mittelalter, hrsg. v. František GRAUS (Vorträge und Forschungen 35), Sigmaringen 1987, S. 257–288; Klaus ARNOLD, Familie – Kindheit – Jugend, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 1: 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe, hrsg. v. Notker HAMMERSTEIN, München 1996, S. 135–152.

113 Vgl. Jochen MARTIN u. August NITSCHKE, Einleitung, in: Zur Sozialgeschichte der Kindheit, hrsg. v. Jochen MARTIN u. August NITSCHKE (Veröffentlichungen des Instituts für historische Anthropologie e. V. 4), Freiburg, München 1986, S. 11–32.

dann auch dazu, dass er die mittelalterlichen Quellen hätte besser prüfen müssen:

„Auch müsste man im stärkeren Maße, als ich es getan habe, die mittelalterlichen Quellen berücksichtigen, das unerschöpfliche 14. und 15. Jahrhundert, den Zeitraum also, der für das Werden unserer Zivilisation von so großer Bedeutung war, und darüber hinaus die entscheidende Wende des 11. und 12. Jahrhunderts, ja, man müsste sogar noch weiter zurückgehen!“¹¹⁴

In den letzten 40 Jahren entstanden zahlreiche Einzelstudien und Sammelbände zu den Themen Kindheit und Familie im Mittelalter, die die Thesen von ARIÈS deutlich widerlegen konnten, Elternschaft meist aber nur am Rande streiften.¹¹⁵

Die historische, insbesondere mediävistische Forschung erschloss sich das Thema als eigenes Erkenntnisobjekt zunächst nur langsam. In den meisten Fällen wurden Vater- und Mutterschaft getrennt und als Einzelthemen behandelt, wobei man sich in der Vergangenheit vorrangig auf Mutterschaft konzentrierte. Lange Zeit stand vor allem in englischsprachigen Publikationen die Bedeutung Marias für Vorstellungen von Mutterschaft im Mittelalter im Zentrum des Interesses.¹¹⁶ Elisheva BAUMGARTEN untersuchte die Mutter-Kind-Beziehungen in jü-

114 Deutsche Übersetzung zitiert nach: ARNOLD, *Kind und Gesellschaft*, S. 11.

115 Vgl. ARNOLD, *Kindheit im europäischen Mittelalter*; Erich MASCHKE, *Die Familie in der deutschen Stadt des späten Mittelalters*, Heidelberg 1980; HAVERKAMP, Alfred (Hg.), *Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt* (Städteforschung Reihe A, Darstellungen 18), Köln, Wien 1984; MARTIN, Jochen u. NITSCHKE, August (Hgg.), *Zur Sozialgeschichte der Kindheit* (Veröffentlichungen des Instituts für historische Anthropologie e. V. 4), Freiburg, München 1986; SCHULER, Peter-Johannes (Hg.), *Die Familie als sozialer und historischer Verband. Untersuchungen zum Spätmittelalter und zur frühen Neuzeit*, Sigmaringen 1987; EHLERT, Trude (Hg.), *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit. Vorträge eines interdisziplinären Symposiums vom 6.–9. Juni 1990 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*, Sigmaringen 1991; SPIESS, Karl-Heinz (Hg.), *Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters* (Vorträge und Forschungen 71), Ostfildern 2009; DAVIS, Isabel, MÜLLER, Miriam u. JONES, Sarah R. (Hgg.), *Love, Marriage, and Family Ties in the Later Middle Ages* (International Medieval Research 11), Turnhout 2003; GESTRICH, Andreas, KRAUSE, Jens-Uwe u. MITTERAUER, Michael (Hgg.), *Geschichte der Familie* (Europäische Kulturgeschichte 1), Stuttgart 2003; ROSENTHAL, Joel T. (Hg.), *Essays on Medieval Childhood. Responses to Recent Debates*, Donington (Lincolnshire) 2007; SCHLOTHEUBER, *Bewertung von Kindheit*; HEISER, Ines u. MEYER, Andreas (Hgg.), *Aufblühen und Verwelken. Mediävistische Forschungen zu Kindheit und Alter*, Leipzig 2009; Kerstin SEIDEL, *Freunde und Verwandte. Soziale Beziehungen in einer spätmittelalterlichen Stadt* (Campus Historische Studien 49), Frankfurt am Main 2009; Giovanni CIAPPELLI, *Memory, Family, and Self. Tuscan Family Books and Other European Egodocuments (14th–18th century)* (Egodocuments and History Series 6), Leiden [u. a.] 2014; JARZEBOWSKI, Claudia u. SAFLEY, Thomas M. (Hgg.), *Childhood and Emotions: Across Cultures 1450–1800*, London/New York 2014; WILKINSON, Louise J. (Hg.), *A Cultural History of Childhood and Family in the Middle Ages* (A Cultural History of Childhood and Family 2), Oxford [u. a.] 2010; Karl-Heinz SPIESS, *Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts* (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte 111), 2. Auflage, Stuttgart 2015; Colin HEYWOOD, *A History of Childhood. Children and Childhood in the West from Medieval to Modern Times*, 2. Auflage, Cambridge [u. a.] 2018.

116 Vgl. PARSONS, John C. u. WHEELER, Bonnie (Hgg.), *Medieval Mothering*, New York 1996; Elizabeth L'ESTRANGE, *Holy Motherhood. Gender, Dynasty and Visual Culture in the Later Middle*

dischen Familien des Mittelalters und griff vereinzelt vergleichend auf die christliche Gesellschaft zurück. Ihren Schwerpunkt legte sie auf die Phase der frühen Kindheit, nicht zuletzt auf die Geburt und Pflege des Neugeborenen.¹¹⁷

Im deutschsprachigen Raum stellte Claudia OPITZ-BELAKHAL erste Studien zu Mutterschaft und ansatzweise zu Vaterschaft im Mittelalter an, welche sich hauptsächlich auf Fragen der Fruchtbarkeit, Schwangerschaft, Geburt und des Kindesmords bezogen. Neben einzelnen Beispielen aus der theologischen und didaktischen Literatur rekurrierte die Historikerin speziell auf Heiligenviten.¹¹⁸ Sieht man von germanistischen Studien, wie der Habilitation von Claudia BRINKER-VON DER HEYDE zur mütterlichen Rolleninszenierung in höfischen Romanen¹¹⁹ sowie von psychologisch orientierten Arbeiten zur Geschichte von Mutterschaft ab,¹²⁰ fehlen bisher selbstständige Veröffentlichungen zu Mutterschaft im Mittelalter.

Scheint Vaterschaft auf den ersten Blick noch deutlich weniger erforscht, wurden infolge der Erweiterung der Frauen- zur Geschlechtergeschichte einzelne Studien unternommen. Während Yvonne KNIBIEHLER eine epochenübergreifende *Geschichte der Väter* vorlegte,¹²¹ konzentrierten sich Martin DINGES und die Autoren in dem von ihm herausgegebenen Band auf das Spätmittelalter und besonders auf die Frühe Neuzeit.¹²² Philip GRACES Studie zu Vaterschaft im spätmittelalterlichen Basel kommt der Herangehensweise dieser Arbeit am nächsten, obwohl er nur nach verschiedenen Vaterrollen fragt und den Vater als Pfleger und Versorger, Lehrer und Erblasser charakterisiert.¹²³

Erste Forschungsergebnisse zur Elternschaft, die sowohl Mutter- als auch Vaterschaft berücksichtigte, lieferte Matthias BEER mit seiner Dissertation über die Eltern-Kind-Beziehung im spätmittelalterlichen Nürnberg.¹²⁴ Gut die Hälfte der

Ages (Manchester Medieval Studies), Manchester 2008; Agnes S. ARNÓRSDÓTTIR, Motherhood as Emotion and Social Practice: Mary and Anne as Maternal Models in Medieval Iceland, in: Denmark and Europe in the Middle Ages, c.1000–1525: Essays in Honour of Professor Michael H. Gelting, hrsg. v. Kerstin HUNDAHL u. a., Farnham [u. a.] 2014, S. 43–58.

117 Vgl. Elisheva BAUMGARTEN, Mothers and Children. Jewish Family Life in Medieval Europe. Jews, Christians, and Muslims from the Ancient to the Modern World, Princeton 2004.

118 Vgl. Claudia OPITZ, Frauenalltag im Mittelalter. Biographien des 13. und 14. Jahrhunderts (Ergebnisse der Frauenforschung 5), Weinheim/Basel 1985; Claudia OPITZ, Mutterschaft und Mütterlichkeit im 13. Jahrhundert, in: 3. Schweizerische Historikerinnentagung. Beiträge, hrsg. v. Lisa BERRISCH, Zürich 1986, S. 66–85; Claudia OPITZ, Evatöchter und Bräute Christi. Weiblicher Lebenszusammenhang und Frauenkultur im Mittelalter, Weinheim 1990; OPITZ, Mutterschaft und Vaterschaft.

119 Vgl. Claudia BRINKER-VON DER HEYDE, Geliebte Mütter – Mütterliche Geliebte. Rolleninszenierungen in höfischen Romanen, Bonn 1996.

120 Vgl. Shari THURER, Mythos Mutterschaft. Wie der Zeitgeist das Bild der guten Mutter immer wieder neu erfindet, München 1995.

121 Vgl. Yvonne KNIBIEHLER, Geschichte der Väter. Eine kultur- und sozialhistorische Spurensuche (Frauen – Kultur – Geschichte 5), Freiburg im Breisgau 1996.

122 Vgl. DINGES, Martin (Hg.), Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Sammlung Vandenhoeck), Göttingen 1998.

123 Philip D. GRACE, Affectionate Authorities. Fathers and Fatherly Roles in Late Medieval Basel, London, New York 2016.

124 Vgl. BEER, Eltern und Kinder.

Arbeit widmete der Autor Fragen zur Ehe und zur Beziehung zwischen den Ehepartnern. Im Weiteren fokussierte er die praktischen Aspekte des Verhältnisses zwischen Eltern und ihren Kindern, vom Kinderwunsch über die Geburt und das Stillen bis hin zum Schulbesuch. Als Quellengrundlage dienten ihm Briefe der Nürnberger Patrizierfamilien Behaim, Imhoff, Tucher sowie ausgewählte Tagebücher, autobiographische Zeugnisse, Familienchroniken und Rechnungsbücher. Anders als in der vorliegenden Untersuchung werden die didaktische und medizinische Literatur kaum bedacht. Dieser Quellengruppe schreibt hingegen Regina TOEPFER eine entscheidende Rolle beim Thema Elternschaft zu, weshalb sie in ihrer umfassenden und an ein breites Publikum gerichteten Studie zentrale Beispiele aus literarischen, theologischen und rechtlichen Schriften heranzieht, die sich auf die mittelalterlichen Diskurse rund um die Thematik der Kinderlosigkeit beziehen.¹²⁵

Während der 1990er-Jahre standen spätmittelalterliche Selbstzeugnisse auch im Fokus der psychohistorischen Forschung. Ralph FRENKEN untersuchte sie in Form von Einzelfallstudien und griff dabei für die Analyse der Eltern-Kind-Beziehung psychoanalytische Theorien auf.¹²⁶ Geht man jedoch von einer an Wahrnehmungs- und Deutungsmustern orientierten Quellenanalyse aus, sind diese Ergebnisse kritisch zu hinterfragen.

Bernhard JUSSEN untersuchte bereits 1991 Adoption und Patenschaft im Frühmittelalter als Formen der sozialen Elternschaft, die er als künstliche Verwandtschaft bezeichnete.¹²⁷ Sein Interesse galt rechtlichen Fragen und der sozialen Gruppe der Bischöfe und Könige. Gabriela SIGNORI analysierte die rechtlichen Zusammenhänge sozialer Eltern- beziehungsweise Kindschaft sowie die Bedeutung des Erbes für Pflege-, Stief- und Morgengabskinder; sie fragte dabei, wie Pflegekinder durch Erbeinsetzungen den Status leiblicher Kinder erhielten.¹²⁸ Einer speziellen Form der Eltern-Kind-Beziehung widmete sich Ute KÜHLMANN in ihrer Dissertation zu Ziehkindschaft in Irland. Für die Zeit vom 7. bis 16. Jahrhundert zeigte sie auf, inwieweit sich diese rechtliche Institution im keltischen und germanisch-nordischen Raum in den Quellen manifestierte. All diese angeführten Forschungsarbeiten untersuchten in der Regel entweder biologische oder soziale Elternschaft. Da sich beide immer gegenseitig bedingen, gilt es im Folgenden, die verschiedenen Aufgabenbereiche und Rollen zu analysieren, die die leiblichen Eltern und andere Personen inner- und außerhalb der Familie innehatten.

125 Vgl. Regina TOEPFER, *Kinderlosigkeit. Ersehnte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter*, Stuttgart 2020.

126 Vgl. Ralph FRENKEN, *Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert. Psychohistorische Rekonstruktionen (PsychoHistorische Forschungen 1)*, Kiel 1999; Ralph FRENKEN, „Da fing ich an zu erinnern...“. Die Psychohistorie der Eltern-Kind-Beziehung in den frühesten deutschen Autobiographien, Gießen 2003.

127 Vgl. JUSSEN, *Patenschaft und Adoption*.

128 Vgl. SIGNORI, *Pflegekinder, Stiefkinder, Morgengabskinder*.